

VERONICA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 30.

Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 2. August 1897.

Vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Stilles Martyrium.

Die Geschichte eines Mädchens. Von Emil Marriot.

Nachdruck verboten.

Als ich ihr zum erstenmal begegnete, war sie ungefähr zehn Jahr alt. Mir sind in meinem Leben leider genug bedauernswerte Kinder untergekommen: franke und häßliche, verprügelte und verwahrloste. Aber einen so traurigen Eindruck wie von diesem Kinde habe ich von keinem andern mit fortgenommen — und doch ist die Kleine weder häßlich, noch krank, noch verwahrlost gewesen. Warum also hat gerade sie mir so unaussprechlich leid gethan? Ich will versuchen, das zu erklären.

Wiederholt schon war ich an dem recht hübsch gelegenen Donaufstädtchen in Nieder-Oesterreich vorbeigefahren, ohne jemals Lust oder Veranlassung zu haben, mich da aufzuhalten, als sich einmal die Gelegenheit hierzu bot. Ich hatte da zufälligerweise etwas zu besorgen und mußte zwei Tage in dem Städtchen zubringen. Einer meiner Wiener Freunde, der von meinem Vorhaben wußte, hatte mich gebeten, einer in der kleinen Stadt wohnenden, ihm nahe verwandten Familie einen Besuch abzustatten, ihr seine Grüße zu bestellen und ihm dann mitzutheilen, wie ich die Leute vorgefunden hätte, was sie machten, ob sie gesund wären und so weiter. Ich kam dem Wunsche meines Freundes schon am ersten Tage nach, händigte dem mir öffnenden Dienstmädchen meine Karte ein und ersuchte sie, anzufragen, ob die gnädige Frau mich empfangen wolle.

Mein Besuch erregte, wie ich sogleich bemerkte, eine Art von Verwirrung. Das Mädchen verschwand hinter einer Thüre, ich hörte sie mit jemandem flüstern und mußte verhältnismäßig lange auf Bescheid warten. Endlich kehrte sie wieder, sagte, daß die gnädige Frau „bitten lasse“, und geleitete mich in die vermutlich beste Stube, die wohl einen Salon vorstellen sollte. Da bat mich das Mädchen, „einstweilen“ Platz zu nehmen, die Gnädige würde gleich kommen.

Schön. Ich setzte mich und befah mir die Stube. Offenbar war sie ein Paradiesstück, das nur benutzt wurde, wenn man Gäste hatte. Die Fenster waren sorgfältig geschlossen, die Sofas und Stühle und der sechsarmige Lüster durch grauleinene Ueberzüge gegen Staub und Sonne geschützt. An den Wänden hingen schlechte Bilder in breiten, vergoldeten Rahmen. Der Teppich war bunt und geschmacklos. Ein kleiner, altmodischer Schreibtisch und eine dürftig ausgestattete Bibliothek, sowie ein Schrank, mit allerhand Tassen und Krügen angefüllt, stimmten zu allem übrigen. In kleinbürgerlichen Familien bekommt man diese Art von „Salon“ oft zu sehen. Mein Interesse an der Stube schwand denn auch bald, und meine Augen hefteten sich auf die niedrige, weiß angestrichene Thüre, durch welche die Hausfrau kommen mußte.

Endlich kam die Dame: in einem Hauskleide, mit einer großen, weißen Schürze vorgebunden und einem Häubchen auf dem Kopfe. Sie bemühte sich augenscheinlich, liebenswürdig zu sein, aber es gelang ihr schlecht. Ihr Lächeln blieb gezwungen, sie saß auf der Kante des Stuhles, gleichsam bereit, jeden Augenblick aufzuspringen, und die Art, wie sie zu mir sprach oder auf das, was ich sagte, hörte, zeigte mir deutlich, daß sie nicht bei der Sache war.

Es ist mir schon oft klar geworden: einen Künstler, einen Gelehrten dürfen wir in ihrer ernstesten Arbeit unterbrechen; sie werden uns die Störung verzeihen und es uns nicht fühlen lassen, daß wir sie gestört haben. Aber eine gute

Hausfrau, die wir vom Herde oder vom Plättisch abberufen, verzeiht uns das nimmermehr. Eine solche gute Hausfrau ist nur dann gegen Gäste liebenswürdig, wenn sie diese erwartet hat. Unvermutete Gäste kommen ihr immer ungelegen, bringen sie in Verwirrung, werfen ihre ganze, so fest gefügte Tagesordnung über den Haufen. Darüber kommt sie nun einmal nicht hinweg. Und besonders beängstigend ist ihr ein unerwarteter Besuch, wenn er zufällig

knapp vor einer Mahlzeit eintrifft. Ihn zurückhalten und ihn bitten, ihr Gast zu sein, kann sie nicht und mag sie nicht, denn sie ist auf einen Gast ja nicht „vorbereitet“. Sie will sich nicht verraten, ihm nicht zeigen, wie ungelegen er ihr gekommen; sie will aber auch nicht zu artig sein, was ihn zu einem zu langen Bleiben veranlassen könnte. Im stillen zittert sie für ihre Speisen und malt sich aus, was alles in der Küche passieren könnte, während sie hier sitzt und mit dem Besucher plaudern muß. Du liest ihr die Qualen, die sie aussteht, vom Gesicht herunter, hast Mitleid mit ihr und beeilst dich, so schnell wie möglich aufzubrechen. Wie liebenswürdig wird sie dann mit einemmal, wie dankbar strahlen ihre Augen dich an, dankbar dafür, daß du sie verstanden hast; wie dringend fordert sie dich auf, recht, recht bald wiederzukommen, aber dann auf länger, nicht wahr? Für den ganzen Nachmittag oder Abend, damit man sich doch gemütlich aussprechen könne. Und was für ein Seufzer der Erleichterung entflieht ihrer Brust, wenn du dich endgiltig der Thüre näherst und die Gute sicher sein kann, daß du bald draußen sein wirst!

Eben eine solche vortreffliche Hausfrau hatte ich nun vor mir. Da ich kein bössartiger Mensch bin, kürzte ich ihre Pein, soviel es anging, ab und erhob mich bald. Ihr Gesicht verwandelte sich, wie von einem Zauberstabe berührt, verlor seinen gepaunten, unruhigen Ausdruck. Sie wurde verbindlich, ja beinahe herzlich, fragte mich, in welchem Gasthof ich abgestiegen wäre und wann ihr Mann, der sich jedenfalls die Ehre geben würde, mich aufzusuchen, bei mir vorprechen dürste, ohne fürchten zu müssen, mich zu verfehlen oder mir lästig zu fallen, kurzum, sie war, nun die Gefahr, ich könnte zu lange bleiben, vorüber, sehr nett gegen mich. Ich erteilte ihr alle gewünschten Auskünfte, empfahl mich und ging meiner Wege.

Am Abend suchte ihr Mann mich im Hotel auf. Er war ein Beamter, wie es Tausende sind, korrekt und sympathisch, ohne Zweifel ein fleißiger und pünktlicher Arbeiter, ein verlässlicher Ehemann und ein guter Familienvater. Er lud mich für den kommenden Tag zu Tische ein, und da ich sicher war, daß seine Hausfrau gewiß schon angefangen hatte, für die Bewirtung des Gastes zu sorgen und eine Weigerung meinerseits nur eine neue Verwirrung zur Folge haben würde, nahm ich die Einladung dankend an. Herr Rechnungsrat Meyer schien sehr befriedigt, drückte mir die Hand und bat mich wiederholt, ja recht pünktlich zu erscheinen, was ich ihm auch versprach.

Am nächsten Tage hielt ich Wort und kam eine Viertelstunde früher, als man mich zu kommen ersucht hatte, zu Meyers. Der Hausherr empfing mich im Salon, die Hausfrau hatte selbstverständlich in der Küche zu thun. Ebenso selbstverständlich verzögerte sich das Essen. Der gute Mann wurde ein bißchen nervös, und ich fragte ihn, um ihm aus seiner Verlegenheit zu helfen, ob er Familie hätte.

Ja, er hätte drei Jungen und ein Mädchen. Wo die Kinder wären? fragte ich wieder.

Ob ich sie nicht zu Gesicht bekommen könnte?

Nichts leichter als das. Er brauchte nur nach ihnen zu rufen; sie wären unten im Garten.

Ich schlug vor, uns nach dem Garten zu begeben und die Kinder da aufzusuchen. Er willigte ein, und wir gingen nach dem Garten.

Auf der Wiese, bestrahlt von der hellen Maiensonne, tummelten sich lachend und schreiend drei Jungen im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren. Sie mochten eben von der Schule nach



Visitenvilette.

Beschreibung Seite 364.

Hause gekommen sein: im Grafe lagen, achlos hingeschleudert, ihre Bücherranzen und ihre Mützen. Es waren stämmige, untersehte, flachshaarige Jungen, einander und ihrem Papa sehr ähnlich. Bei meinem Anblick stuzten sie und hielten verstummend in ihrem fröhlich-ausgelassenen Treiben inne.

Der Papa winkte sie zu sich, stellte sie mir der Reihe nach vor: Hans, einen Gymnasiasten, Franz, der in der Bürgerschule saß, und endlich den Jüngsten, den zwölfjährigen Karl, der, wie Franz, die Bürgerschule besuchte. Das hatte der Kleinste noch zwei Jahre zu thun, während Franz mit dem Schlusse dieses Schuljahres fertig wurde.

Was sie werden wollten? fragte ich die drei Jungen.

„Ich will zur Universität und Jurist werden,“ sagte Hans mit Würde.

„Ich Kaufmann!“ rief Franz.

„Und ich Offizier!“ sagte der kleine Karl, und seine Augen leuchteten.

Der Papa lächelte nachsichtig und streichelte das Haar seines Jüngsten. Es war dies augenscheinlich sein Liebling.

„Wo ist Ihr Töchterchen?“ fragte ich.

Das wußte der Papa nicht. Karl gab uns Auskunft: „Sie sitzt in der Laube und sticht.“

„Warum spielt sie nicht lieber mit euch?“ fragte ich unwillkürlich.

Sie starrten mich an, als wenn ich die denkbar verwunderlichste Aeußerung gethan hätte. Dann sahen die drei Bengels einander an und lachten. Offenbar lachten sie mich aus.

Der Rechnungsrat hingegen wiegte das Haupt und bemerkte in bedächtigem Tone: „Für ein Mädchen würde es sich wohl nicht schicken, wie ein Junge herumzutollen.“

Ich schwieg, und wir gingen nach der Laube. Da saß denn das artige kleine Mädchen, vor sich ihren Stickerahmen, und stichelte, stichelte, als ob ihr Seelenheil von dieser Arbeit abhinge.

„Hedwig!“ sagte ihr Papa.

Sie zuckte zusammen, blickte auf — und da traf mich ein Augenpaar — ich habe niemals in traurigere Kinder-Augen geschaut.

„Ist das eine Strafarbeit? War das Fräulein abermals unzufrieden?“ fragte der Papa streng.

Das Kind senkte den dunklen Kopf und blieb stumm.

„Du weißt doch, wie die Mutter sich ärgert und kränkt —“ Die Standrede wurde hier zum Glück unterbrochen. Man rief uns zu Tische.

„Komm,“ sagte ich zur Kleinen. Es war nur ein Wort, aber mein Ton mochte ihr Vertrauen eingelöst haben. Sie sah rasch zu mir empor, raffte eilig ihren Stickerahmen und ihre Seidensträhne zusammen, stand auf und trat an meine Seite. Ich erfaßte die kleine, magere Hand des Kindes.

„Willst du bei Tisch neben mir sitzen, Hedwig?“ fragte ich, mich zu der Kleinen niederbeugend.

„Ja, bitte,“ flüsterte sie kaum hörbar.

Die drei Jungen stürmten voran, der Rechnungsrat folgte ihnen mit bedächtigen Schritten. Ich trug den Stickerahmen und führte das Kind, das meine Hand nicht losließ. Und als wir das Speisezimmer erreicht hatten und die Hausfrau uns entgegenkam, fühlte ich, wie die kleinen Finger meine Hand fest umklammerten.

* * *

Das Mahl verlief genau so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Eine aufgeregte Hausfrau, deren Wangen vom Herdfeuer und von innerer Erregung brennen, die nach dem ebenso erregten und darum gewöhnlich ungeschickten Dienstmädchen stehende Blicke sendet und die, wie man sagt, in allen Farben spielt, wenn ein Tropfen Wein auf das Tisch Tuch fällt: eine solche Hausfrau läßt in ihrem Gaste kein rechttes Behagen aufkommen. Ich war daher nicht böse, als die Tafel endlich aufgehoben wurde und wir uns nach dem Garten begaben, um da Kaffee zu trinken.

Die drei Knaben hatten den Gerichten wacker zugesprochen und sich bei Tisch laut und ungezwungen benommen. Nun standen sie mit glänzenden Gesichtern und schwimmenden Augen da und erklärten einstimmig, sich zurückziehen zu wollen, um für die Schule zu arbeiten. Dabei tauschten sie schlaue Blicke stillen Einverständnisses untereinander aus, als ob sie nur aus dem Bereich der ertelichen Augen verschwinden wollten, um in irgend einem verborgenen Winkel zu spielen oder ein heimliches Mittagsschlächchen zu halten.

Das kleine Mädchen hingegen kam mit uns nach dem Garten. Sie hatte still neben mir geessen, den Mund nicht aufgethan und gleichgiltig, mechanisch, ohne Appetit geessen. Nun griff sie wieder nach ihrem Stickerahmen und schlich hinter uns her dem Garten zu. Als wir die Laube erreicht hatten, setzte sich das Kind und fing aufs neue zu sticheln an.

Ihr Papa rauchte, und ich betrachtete die Kleine. Sie war sehr mager, bleich und schmalwangig — eigentlich konnte man sie unschön nennen. Schön waren nur ihr reiches, dunkles, etwas krauses Haar, ihre edle Stirn und ihre prächtigen, tiefdunklen Augen. Ich hatte einmal eine Nachtigall in einem Käfig hocken sehen: stumm, unbeweglich, mit abgestoßenen Schweiffedern, die schönen, braunen Augen starr auf den gehetzt, der sich ihrem Käfig gerade näherte. Als ich das kleine, blasse Mädchen betrachtete, fiel mir jene arme Nachtigall ein.

„Bist du immer so fleißig?“ redete ich die kleine Hedwig an. Sie erröte, ihre Mundwinkel zogen sich herab, aber sie sagte nichts.

Ihre Mutter, eben damit beschäftigt, den Kaffee in die Tassen zu gießen, übernahm es, meine Frage zu beantworten.

„Fleißig! Gott bewahre! Sehen Sie sich die Stickerie einmal genauer an: was sie jetzt macht, muß sie am nächsten Tage wieder aufstrennen. Sie kommt nicht vom Fleck. Der Kanevas ist schon ganz verzogen und beschmudt, und viele Seidenfäden schon verbraucht worden sind! Die Lehrerin schilt und straft, ich schelte und strafe, und sie bessert sich nicht, wird nicht aufmerksamer, nicht ordentlicher. Mit dem Klavierpiel ergeht es nicht besser. Keinen Tag wird fleißig geübt. Die Klavierlehrerin ist immer unzufrieden. Ja, ja, sieh mich nur an!“ sagte die erzürnte Mutter, dem Kinde zugewendet, mit erhobener Stimme. „Jeden Tag muß ich mich über dich ärgern. Mehr als über die drei Jungen zusammengenommen.“

Die Kleine hatte den Kopf wieder auf die Arbeit herabgebeugt. „Die Jungen brauchen aber auch nicht zu sticken und Klavier zu spielen,“ murmelte sie.

„Die Jungen müssen eben andres lernen. Die Jungen sind Jungen, und du bist ein Mädchen. Alle kleinen Mädchen machen Handarbeiten und lernen Klavier spielen.“

Die Kleine schwieg.

„Höre jetzt zu sticken auf und arbeite für die Schule,“ sagte ihre Mutter. „Wenn du mit deinen Aufgaben fertig bist, kannst du zu sticken fortfahren. Heute mußt du mit diesem Felde zustande kommen.“

Das Kind stand auf und entfernte sich. Seinen Dualgeist, den Stickerahmen, ließ es auf dem Tische liegen.

Die Mutter blickte dem Kinde nach. „Ach Gott, es ist eine Qual mit ihr,“ sagte sie zu mir. „Sie weiß, was für große Stücke ich auf die Fertigkeit in Handarbeiten lege — aber sie fügt sich nicht. Was nur aus dem Mädchen werden soll, möchte ich wissen!“

„Vielleicht hat sie zu Handarbeiten keine Anlage,“ meinte ich. „Derartige Arbeiten haben in unserm Maschinenzeitalter nur einen Sinn, wenn das künstlerische Gefühl und Verständnis dabei zum Ausdruck und zur Bethätigung kommen.“

„Ach was! Anlage! Auf den Fleiß, auf den guten Willen kommt es an. Aber sie hat keins von beiden. Möchte nur lernen, was die Jungen lernen, möchte mit den Jungen herumtollen — aber man kann doch die Mädchen nicht wie die Jungen erziehen. Ein Mädchen muß stillsitzen und sich zu jeder Zeit nützlich beschäftigen lernen. Dazu sind eben die Handarbeiten da.“

Ich sagte nichts darauf. Aber ich dachte bei mir: wenn man uns Großen, die wir eine ganz andre Selbstbeherrschung haben oder doch haben sollten, als ein zehnjähriges Kind, zumute, Tag für Tag einer Beschäftigung obzuliegen, die uns unerträglich ist: wie würden wir die Probe bestehen? Und von einem Kinde verlangt man's unbedenklich, verlangt obendrein, daß es ein freundliches Gesicht dazu mache. Der zarte, in raschem Wachstum begriffene Kindeskörper empört sich gegen das Stillsitzen. Das Gehirn ist ermüdet von dem Unterricht in der Schule. So ein Kind will auch „ausspannen“. Der kleine Körper will sich dehnen, strecken, schreit nach Bewegung, Freiheit. Und da kommt die umsichtige Mutter, die kluge Hausfrau und wundert sich, daß die kleinen Mädchen dabei so leicht trotzig werden. Und ihre Brüder sind es nicht. Das ist wirklich höchst merkwürdig. Die Kindheit ist ja doch ein Paradies! Das hören die Kinder wenigstens oft genug von den Eltern. Auch wie gut die Eltern wären — ohne Ausnahme — wie sie nur das Beste wollten für ihre Kinder, und daß die Kinder dankbar zu sein hätten und zufrieden und vergnügt. Verstanden wir die Kinder, dann würden wir wissen, daß sie an ihren uns klein erscheinenden Sorgen ebenso schwer tragen wie wir an unsern großen. So ein armes Kinderherz schlägt oft ebenso bang wie das unsre in unsern schlimmsten Stunden. Und Kinder-Augen schauen dem erwachenden Tage oft ebenso verzweiflungsvoll entgegen, wie wir es thun, und Kinderthänen brennen ebenso sehr wie unsre Thränen.

Ich verabschiedete mich bald von meinen Wirten. Als ich mich empfahl, waren die Jungen und das kleine Mädchen nicht zur Stelle. Das letzte, worauf beim Verlassen des Gartens mein Blick fiel, war der Stickerahmen. Am liebsten hätte ich ihn zerbrochen.

Als ich wenige Stunden später an dem Hause vorbei kam, um mich nach dem Bahnhof zu begeben, hörte ich vom Garten her munteres Lachen. Ich hemmte den Schritt und blickte über die Umfriedung. Die drei Knaben lagen im Grafe und verzehrten ihre Butterbrote.

In der Laube aber saß das kleine Mädchen über den Stickerahmen gebeugt. Ihr Butterbrot hatte sie unberührt neben sich auf dem Tische liegen. Und wie ich sie so hocken sah, so blaß und schwach, mit ihrem merkwürdig alten Gesicht und den grämlich herabgezogenen Mundwinkeln, setzte sich die Ueberzeugung in mir fest, daß ich heute ein vollkommen unglückliches Kind kennen gelernt hatte, vielleicht das unglücklichste, das mir jemals begegnet war.

* * *

Etwa sieben Jahre später hatte ich zum zweitenmal Veranlassung, mich in dem Städtchen an der Donau aufzuhalten. Meyers bei dieser Gelegenheit aufzusuchen, fiel mir natürlich nicht ein. Doch als mich mein Weg zufällig an ihrem Hause vorüberführte, kam mir das kleine Mädchen in den Sinn, und unwillkürlich sandte ich einen Blick über das Geländer nach dem Garten. „Ob sie das Sticken und Stillsitzen wohl glücklich erlernt hat?“ dachte ich dabei.

In diesem Augenblick schlug eine jugendliche, erregt klingende Stimme an mein Ohr, eine Frauenstimme. Sie ertönte von der Laube her.

„Und ich sage dir, daß ich dieses Leben nicht länger ertrage!“ (Mit starker Betonung und die Silben dehnend): „Nicht — län — ger — er — tra — ge! Eher den Tod!“

„Aber warum sprichst du denn nicht aufrichtig mit deinen Eltern?“ fragte darauf eine andre Stimme, auch eine Frauenstimme, nur klang sie sanft, beschwichtigend, ruhig.

„Als ob ich's nicht schon tausendmal versucht hätte! Hören sie mich denn an? Können sie wohl begreifen, was ich haben möchte?“

Das war mein kleines Mädchen, das, wie es schien, das Stillsitzen noch immer nicht erlernt hatte. Meine Neugier, ja meine Teilnahme waren rege geworden. Ich trat durch das Pförtchen in den Garten und schritt auf die Laube zu.

Man mochte mein Kommen gehört haben. Das Gespräch verstummte plötzlich, ein Kleid rauschte, und im nächsten Augenblick erschien im Eingang der Laube die überschlanke, unfertige Gestalt eines noch ganz jungen Mädchens.

Sie war es. Ich erkannte sie auf den ersten Blick wieder. Was für ein unruhiges, ja qualvoll unruhiges Augenpaar! Sie beherrschten das ganze schmale Gesichtchen, diese ruhelosen, dunklen Augen.

Das glatt zurückgestrichene, glanzlose, dunkle Haar war in Zöpfen um das kleine Haupt gewunden und ließ die edel gebildete, intelligente Stirn frei. Den dürftigen Körper mit seinen langen Armen, schwächlichen Schultern und knabenhaft schlanken Hüften umschloß ein einfaches Hauskleid. Ohne Schmuck, ohne Band, ohne Schleife, ohne irgend einen Toilettenzierat stand das junge Ding vor mir und sah mich forschend an.

Dann aber erkannte sie mich plötzlich. „Mein Gott! Sie!“ Und sie hielt mir errötend ihre beiden kleinen Hände hin. „Was führt Sie hierher, zu uns?“

Ich sagte es ihr: daß ich ihre Stimme vernommen und das Verlangen empfunden hätte, sie zu begrüßen.

„Aber daß Sie mich wiedererkannt haben!“ fügte ich hinzu. „Sie waren noch so klein damals, und da achtet man gewöhnlich nicht genau auf die Gesichter fremder Leute.“

„Doch!“ sagte sie. „Ich habe es gethan. Ich habe immer genau beobachtet. Und die Menschen, die freundlich zu mir waren, vergesse ich nicht.“

Sie blickte sich um. Und nun gewahrte ich im Hintergrunde der Laube eine kleine, traurig verwachsene Frauen-gestalt, die auf der Bank kniete, die Ellbogen auf den Tisch gestellt hatte und das Kinn mit den langen und schmalen Händen stützte.

Sie mochte zwischen dreißig bis vierzig Jahre alt sein und hatte ein unbeschreiblich sanftes Lächeln, das ihr sonst nichtsagendes Gesicht wunderbar verschönte und vergeistigte. Auch ihre graublauen Augen blickten unendlich mild und liebevoll.

Das junge Mädchen stellte mich ihr vor und nannte mir dann ihren Namen: „Meine Freundin Martha. Die einzige Freundin, die ich habe.“

Ich verneigte mich, und die kleine Erwachsene sagte: „Entschuldigen Sie, wenn ich meine sonderbare Stellung beibehalte. Ich habe zu lange geessen, und das ermüdet mich.“

„Und das Knien nicht?“ fragte ich.

„Auf die Dauer auch,“ gab sie mit ihrem sanften Lächeln zu, „das Gehen und Stehen ebenfalls. Ich muß darum beständig wechseln mit diesen Dingen, und jetzt war ich, der Reihenfolge nach, gerade beim Knien angelangt. Nach zehn Minuten setze ich mich wieder. Es ist etwas unbequem, sich so viel mit seinem Körper beschäftigen zu müssen. Aber ich bin daran gewöhnt — von klein auf. Bedauern Sie mich auch nicht und nehmen Sie, bitte schön, Platz.“

Alles das war lächelnd, freundlich und ruhig vorgebracht worden, ohne eine Spur von Bitterkeit oder stillem Hader gegen ein hartes Schicksal. In diesem elenden Körper schien ein tapferes und gutes Herz zu schlagen.

Ich begriff sofort, daß es ein großer Gewinn sein müsse, dieses ausgeglichene, ergebene, sanfte Wesen zur Freundin zu haben.

Ich setzte mich ihr gegenüber, und das junge Mädchen nahm an meiner Seite Platz.

Ob ihre Eltern zu Hause wären, fragte ich, mich an Hedwig wendend.

„Nein. Sind heute nach Wien gefahren,“ antwortete sie wortkarg.

„Um die Söhne zu besuchen,“ setzte Martha freundlich erklärend hinzu.

„Ja. Franz hat irgend eine Dummheit gemacht. Sein Chef hat geschrieben, sich über ihn beklagt,“ sagte Hedwig, vor sich hinstarrend. Dann warf sie den dunklen Kopf zurück: „Aber es wird alles geordnet werden. Gegen ihn ist man sehr nachsichtig.“

„Was ist aus Ihren Brüdern geworden?“ fragte ich. „O, das, was sie werden wollten. Hans hat studiert, ist Doktor der Rechte und arbeitet derzeit in der Kanzlei eines Advokaten in Wien. Franz ist gleichfalls in Wien, in einem großen Bankhause. Und den Jüngsten hat man, seinem Wunsche gemäß, in eine Militärakademie gethan. Alles genau so, wie die Jungen es haben wollten.“

„Klage doch nicht immer an, Kind,“ entgegnete Martha auf diese in bitterem Tone vorgebrachte Rede.

„Ich soll mich wohl noch freuen darüber, daß es den Brüdern gut ergeht und mir schlecht?“ erwiderte Hedwig leidenschaftlich. „Ich bin nicht wie du, die sich in alles, auch in das Unverständlichste findet.“

„Liebes Kind,“ sagte Martha und legte die Hand auf den Arm des jungen Mädchens, „wir verstehen so vieles nicht, verstehen so wenig, weder einander, noch uns selber, und am allerletzten Gott und seine Wege. Ich glaube an

ihn, und darum unterwerfe ich mich ihm. Ihn zu verstehen, mag ich mir gar nicht an."

"Du machst es ihm leicht," murmelte Hedwig. "Nein, Hedwig, sprich nicht so! Mir selber mache ich das Leben leicht. Und das ist doch etwas wert."

Hedwig schwieg, und ich sagte zu ihr: "Sie sind unzufrieden. Was möchten Sie thun, wenn man Ihnen freie Wahl ließe?"

"Lernen!" sagte sie mit Nachdruck.

"Und das wehrt man Ihnen?"

"Natürlich! Ich wüßte ja alles, was ein Mädchen in meinen Verhältnissen zu wissen brauche, heißt es. Gebeten und gebettelt habe ich, mein ältester Bruder möchte mir seine Bücher zu lesen geben, mir erklären, was ich nicht verstehen würde. Er hat mich einfach ausgelacht. Ich wäre aber auch mit kleinerem zufrieden gewesen. Nur arbeiten dürfen! Die faulsten und unbegabtesten Jungen werden förmlich gezwungen zum Lernen, werden förmlich gebeten, doch um Gotteswillen die Gnade zu haben und zu lernen. Und ich darf es nicht thun, die ich zu Grunde gehe, weil ich's nicht thun darf!"

Sie warf die Arme auf den Tisch, legte das Gesicht auf die Arme und schluchzte laut.

So viel heißer Drang nach Leben in diesem zarten Mädchenkörper, in diesem armen, jungen Herzen, diesem armen, jungen Kopfe.

Ich legte die Hand auf ihren dunklen Scheitel. "Haben Sie jemals ernsthaft und ruhig von alledem mit Ihren Eltern gesprochen?"

"O, tausendmal! Papa würde vielleicht noch nachgeben, aber Mama ist unerbittlich. Ich solle nur eine brave Hausfrau werden. Wenn ich bei Tage lese, nimmt sie mir das Buch aus der Hand: das sei Zeitvergeudung. Wenn ich noch das Haus selbständig leiten dürfte! Aber auch davon ist keine Rede. Mutter bestimmt und regiert alles. Selbst im kleinsten muß sie um Rat gefragt werden. Nur die einfachsten Hausarbeiten werden mir zugeteilt. Den andern jungen Mädchen, die ich kenne, ergeht es ja auch nicht besser. Sie verwandeln sich nur bei bestimmten Gelegenheiten in kleine Fräulein, tragen ein Stück auf dem Klavier vor und lassen sich auf einem Tanzkränzchen den Hof machen. Aber die andern leiden nicht so schwer darunter wie ich. Die Welt ist so groß, so schön, so reich. Es giebt so viel zu sehen, zu genießen und zu thun. Und ich sitze da und verschmächte!"

Erschöpft schwieg sie still.

Die kleine Verwachsene, die ihr mitleidig zugehört hatte, glitt lautlos von der Bank herunter und lehnte sich mit beiden Armen auf den Tisch — wahrscheinlich um in dieser veränderten Stellung vom Knien auszurufen. "Ja, die Jugend!" sagte sie schließlich. "Das stürmt und tobt und martert sich und ahnt nicht, wie gut sie es hat."

"Ich möchte wissen, worin ich's gut habe," entgegnete das junge Mädchen murrend. "Kannst du mir's sagen?"

"O ja, mein Kind. Die Jugend ist in sich selber so unendlich reich, sie weiß es nur nicht. Sogar ihre Kämpfe und Leiden sind schön. Alles ist schön, wenn man jung ist."

"So. Aber ich möchte sterben. Darum bete ich jeden Tag."

"Leben möchtest du, Hedwig! Dir ist das Leben noch so wichtig; jeder Tag, der nicht nach deinem Sinne verlief, erscheint dir als ein verlorener. Du forderst und begehrst noch und grollst, weil das Glück nicht kommen will. Die Jugend ist die Erwartung. Du wirst einmal, wenn du auf nichts mehr wartest und dankbar sein wirst, wenn dir der Tag nichts Gutes, aber auch nichts Schlimmes gebracht hat, erkennen, wie reich du mit sechzehn Jahren gewesen bist!"

"Haben Sie niemals daran gedacht, es mit der Schriftstellerei zu versuchen?" fragte ich das junge Mädchen, das zu den Worten der Freundin abwehrend den Kopf geschüttelt hatte.

"Doch!" war ihre in halbblauem Tone gesprochene Antwort. "Ich habe an alles gedacht."

"Aber auch etwas geschrieben?"

"Auch das."

"Möchten Sie es mich nicht lesen lassen? Vielleicht könnte ich Ihnen hierin, da ich vom Fache bin, irgendwie nützlich sein."

"Wenn Sie die Güte haben wollten —" Sie sprach jetzt sehr schüchtern, errödete und sah zu Boden. "Aber ich müßte die Sachen vorerst durchsehen. Es sind ja nur Versuche."

Ich händigte ihr meine Visitenkarte mit meiner Adresse ein und trug ihr auf, mir ihre Arbeiten bald zuzusenden; ich würde sie ungefähr lesen und ihr dann ehrlich sagen, was ich davon hielte.

Sie dankte mir, und ich erhob mich, um meiner Wege zu gehen.

Auch ihre kleine Freundin dankte mir. Ich gab beiden die Hand und hatte die Freude, beide lächeln zu sehen.

Schöne Jugendzeit! Der Schimmer einer Hoffnung genügt, um ein sechzehnjähriges Herz zu beleben. Wie man gegen ein junges Menschenkind hart sein, ihm einen Lieblingstanzkreuzen, eine Bitte abschlagen, eine Hoffnung vernichten könne, ihm, das so heiß an allem hängt, habe ich nie zu begreifen vermocht. Das bringen aber nur solche zu stande, die längst vergessen haben, daß sie einmal selber jung gewesen sind und wie weh es ihnen selber gethan hat, wenn man sie aufschreckte aus ihren jungen Träumen und Hoffnungen.

(Schluß folgt.)

Lichtstrahlen aus Schopenhauers Werken.

Nachdruck verboten.

Wie Jackeln und Feuerwerk von der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens, die einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge angehört und mit jeder andern Vollkommenheit nicht maßbar ist.

Wir betrügen und schmeicheln niemandem durch so feine Kunstgriffe, als uns selbst.

Der gute Wille ist in der Moral alles; in der Kunst ist er nichts: da gilt, wie schon das Wort andeutet, allein das Können.

Die Freunde nennen sich aufrichtig, die Feinde sind es; daher man ihren Tadel zur Selbsterkenntnis benutzen sollte, als eine bittere Arznei.

Man kann den Rhythmus den Winterbirnen vergleichen, die im Sommer wachsen, aber im Winter genossen werden.

Die Ehre ist, objektiv, die Meinung anderer von unserm Wert, und subjektiv unsere Furcht vor dieser Meinung. In letzterer Eigenschaft hat sie oft eine sehr heilsame, wenn auch keineswegs rein moralische Wirkung — im Mann von Ehre.

Der Reichtum gleicht dem Seewasser; je mehr man davon trinkt, desto durstiger wird man.

Die ersten vierzig Jahre unsres Lebens liefern den Text; die folgenden dreißig Jahre den Kommentar dazu, der uns den wahren Sinn und Zusammenhang des Textes nebst der Moral und allen Feinheiten desselben erst recht verstehen lehrt. Gegen das Ende des Lebens geht es wie gegen das Ende eines Maskenballes, wenn die Masken abgenommen werden: man sieht dann, wer diejenigen, mit denen man während seines Lebenslaufes in Berührung gekommen ist, eigentlich gewesen sind. Denn die Charaktere haben sich an den Tag gelegt, die Tugenden haben ihre Früchte getragen, die Leistungen ihre gerechte Würdigung erhalten, und alle Trugbilder sind zerfallen. Zu diesem allen war Zeit erforderlich.

Principe Tancredo.

Erzählung von Klaus Rittland.

2. Fortsetzung und Schluß aus Nr. 28, S. 338. Nachdruck verboten.

Tancredo lag auf den Knien, die Hände vor das Gesicht gepreßt, in inbrünstigem Gebet. Längst hatte ich mich erhoben und mehrmals die Kirche durchschritten, und immer noch kniete er dort, unbeweglich wie in Verzückung.

Leise berührte ich endlich seine Schulter. Da blickte er auf. Ein wunderbarer Ausdruck seliger Zuversicht, tiefinnerlichen Glückes lag auf seinen Zügen.

Wir verließen die Kirche und traten, nachdem wir noch eine halbe Stunde gerastet, den Heimweg an.

"Ich habe gebetet heute wie nie zuvor," vertraute mir Tancredo, "ich war so elend und nutzlos heute morgen, es war so viel Häßliches und Widerspätiges zusammengekommen, das mit Alberto und andres. Mein Herz war schwer und trübe. Aber als ich den Berg hinaufstieg, da wurde mir immer freier und leichter zu Mut; mir war, als müßte mir Hilfe kommen von dort oben! Und als ich vor dem Altar kniete und die Heilige ansah, mich einen Ausweg finden zu lassen aus all dem Elend, da war mir plötzlich, als ob eine geheimnisvolle Kraft aus dem Marmorbild zu mir herüberströmte, die meinen Lebensmut stärkte und mein Herz mit neuer Schwungkraft erfüllte. Jetzt glaube ich wieder an eine bessere Zukunft!"

Seine Augen strahlten in fieberhaftem Glanze aus dem bleichen Gesicht. Er sah noch blässer aus als gewöhnlich und schauerte öfters zusammen, während wir bergab wanderten.

"Sie frösteln?" fragte ich ihn.

"Wohl eine kleine Erkältung," meinte er lächelnd. "Ich hatte mich gar zu sehr erhitzt. Beim Eintritt in die Grotte war mir, als würde man mir einen naßkalten Mantel um die Schultern. Vielleicht war's auch das eisse Wasser. Sie hatten wohl recht. Aber was thut's. Ich fühle mich so freudig und zuversichtlich. Sie sollen sehen, es wird noch alles gut!"

Abends, nachdem ich mich im Trinacria-Hotel gehörig ausgeruht und mein Diner eingenommen hatte, lockte es mich noch einmal hinaus. Der Mond schien gar zu herrlich! Langsam wanderte ich am Duai entlang. Da schlüpfen zwei weibliche Gestalten an mir vorüber, dunkel gekleidet, den malerischen, schwarzen Spitzenhaw um Kopf und Hüfte geschlungen. Als sie mich bemerkten, zog die eine das Spitzengewebe tief über die Stirn herab und flüsterte der andern etwas zu. Waren das nicht Tancredos Schwestern? Jetzt erkannte ich deutlich Dlgas Profil im Mondlicht. Die beiden allein zu so später Stunde?

Ich beschloß, ihnen aus der Ferne zu folgen. Durch kleine, ärmliche Gäßchen schritten sie, an Gartenmauern entlang — eine öde, stille, menschenleere Gegend. Jetzt hielten sie vor einer Gartenpforte an und öffneten diese. Laut knirschte die eingerostete, altersschwache Thür in den Angeln. Ich zögerte eine kurze Weile, dann trat ich gleichfalls ein. Aber nun hatte ich die Mädchen aus den Augen verloren.

Ich befand mich in einem großen, verwilderten Park, in französischem Geschmack angelegt; einst sicherlich ein Wunder stiller Gärtenbaukunst. Aber nun war die größere Künstlerin "Natur" längst mit wildem, genialischem Pinselstrich über die zierlichen Konturen des französischen Popsmannes dahingefahren. Willkürlich-struppig wuchs es überall hervor aus den glatten, beschnittenen Hecken, aus den steilen Baumpyramiden. Alenthalten, auf Rasenplätzen und Wegen, aus Boskettis und Gruppen heraus wucherte irgend etwas, das nicht hingehörte und dennoch lustig sein frisches, vollstättiges Leben entfaltet. Die ganze herrliche, überreiche Pflanzenpracht des Südens: Lorbeer, Cypressen, Pinien, Drangen, Magnolien, Kakteen und Aloe — ein köstliches Durcheinander! Verstümmelte Marmornymphen schauten hier und da aus den dunklen Laubwänden heraus, und ein von feinem Sockel gefallener Faun lag quer über den moosbewachsenen Weg ge-

streckt und grinsie verließ den Mond an. Tief versteckt zwischen schattigen Platanen lag da ein dunkler Teich, mit Algen und Wasserrosen bewachsen, und dort hinter einer wundervollen Koniferengruppe schimmerten die weißen Mauern eines Gartenschlößchens hervor, still und menschenverlassen — wie ein Geisterhaus. Und geisterhaft erschien die ganze verwilderte Herrlichkeit, über die der Mond seine kühlen, weißen Lichtschleier ausbreitete.

Traumverloren schritt ich weiter. Da hörte ich plötzlich Flüstern, ganz in meiner Nähe, und, um ein kleines Böstelt biegend, gewährte ich ein zärtliches Pärchen in eifrigem Gespräch: Ginevra und den Cavaliere Piotti. Nicht weit davon erblickte ich Dlgas Gestalt. Ich wandte mich ab und schlug eine andre Richtung ein. Mir war seltsam zu Mute. Das paradiesische Düften und Blüten um mich her, das zauberhafte Mondlicht, das ganze nächtliche Wirken und Weben dieser üppigen Natur und der Auklid dieses heimlichen Liebespaares — es überkam mich wie ein leidenschaftlicher Schönheitsrausch, und grenzenlose Sehnsucht erfaßte mich.

Da sah ich von weitem, wie Piotti sich auf dem breiten Kieswege entfernte. Ich schritt nach der Stelle zurück, wo ich das Liebespaar getroffen. Alles leer. Die Schwestern hatten sich wohl dem Ausgang des Gartens zugewandt. Aber wo war dieser zu finden? Suchend durchirrte ich die vieler-schlungenen Wege. Da, an einer hohen Tazuswand entlang schreitend, vernahm ich Stimmen auf der andern Seite der grünen Mauer. Deutlich konnte ich Dlgas Wort verstehen: "Du weißt, daß Crampucci dir überall nachspürt. Hätte er uns überrascht, alles wäre verloren!"

"Ach, Dlgas, ich liebe doch den Cavaliere Piotti," seufzte Ginevra. Die nachfolgenden Worte konnte ich nicht verstehen, da eine Wegbiegung mich weiter von den auf der andern Seite Schreitenden trennte. Jetzt kamen sie wieder näher.

"Aber damit ist's nun zu Ende, heut habt ihr Abschied voneinander genommen," fuhr Dlgas mitstimmte fort, "und nicht wahr, jetzt machst du keine Schwierigkeiten mehr, Kleine? In sechs Wochen —"

"Ja doch, ja," antwortete Ginevra ergeben — "aber Tancredo?"

"Der Narr!" meinte Dlgas verächtlich. "Das fehlte noch, wenn der sich zwischen dich und dein Glück stellen wollte! Dente nur, wie du von allen benedict werden wirst!" Dann bogen sie ab — ich hörte nichts mehr.

Armer Tancredo! Ja, sie hatte recht, die kluge Dlgas: ein Narr warst du, ein armer, blinder Narr, der du hofftest, auf diesem sumpfigen Boden noch eine bessere Zukunft aufbauen zu können! Armer Narr, mit deiner Kindesseele, deinem hochstrebenden, schönheitsdurftigen Geist und deiner großen, heißen Sehnsucht nach adligem Menichentum!

Als ich zwei Tage später Abschied von der Familie Aldimonte nehmen wollte, konnte ich Tancredo nicht sehen; er sei krank, liege im Fieber, eine Nierenentzündung habe er sich, so meinte der Arzt, wohl infolge einer starken Erkältung zugezogen. Also berichtete mir die Principeffa. "Aber er wird sich schon bald wieder erholen," fügte sie hinzu. "Er hat doch im Grunde eine zähe Natur, der arme, kleine Tancredo."

Vierzehn Tage später erhielt ich in Smyrna die Nachricht, daß "Tancredo Giuseppe Maria, Fürst von Aldimonte, nach Empfang der heiligen Sterbesakramente sanft entschlafen sei." Santa Rosalia hatte sein Flehen erhört — mit wohlthätigem Gishauch hatte sie das schwache Lebenslicht ausgelöscht und den kleinen Principe von aller Not erlöst.

Als ich einige Jahre später wieder einmal nach Palermo kam und mich nach der Familie Aldimonte erkundigte, erfuhr ich nichts Gutes. Ginevra hatte in der That kurz nach ihres Bruders Tode Herrn Crampucci geheiratet. Aber schon nach drei Monaten war ganz plötzlich aus Tanger die Nachricht gekommen, daß dort bereits eine Signora Crampucci existiere. Diese Dame hatte dann ihre Rechte geltend gemacht — der würdige Crampucci war wegen Bigamie verklagt worden, aber er hatte sich den Folgen seiner That zu entziehen gewußt. Eines Tages war er spurlos aus Palermo verschwinden gewesen.

Und die arme Signora Crampucci Nr. 2? "Sie ist weggezogen mit Mutter und Schwester. Wohin, weiß man nicht." — Und ihr Bruder Alberto? Ja, der war noch vorhanden. Er lief mir einmal auf der Maquebaftraße über den Weg in sehr zerrissenen Schuhen — aber Lackstühle waren es doch! — erzählte mir, daß er Agent am hiesigen Plage für eine neue Schönheitsmittelfabrik sei, bot mir, mit einem erfreuten Blick auf meine sich lictenden Strinuloden eine Bißche Salbe an, die er in der Tasche trug und die, "binnen vierzehn Tagen unfehlbar den allerüppigsten Haarwuchs hervorzuzaubern" versprach, und bat mich schließlich, da ich diese Wohlthat dankend ablehnte, ihm bis morgen zwanzig Franken zu leihen.

Und wieder waren Jahre vergangen. Da kam ich auf meiner Sommerurlaubsreise durch Wien und wollte in Gesellschaft eines Freundes den Abend möglichst angenehm verbringen. "Wozu haben Sie nun Lust?" fragte er mich. "Haben Sie den neuen Stern im Variététheater, die schöne Sizilianerin, schon gesehen? Nein? Dann kommen Sie!"

Wir traten in das kleine, von Rauch und Bierdunst erfüllte Variététheater. "Jetzt muß sie gerade auftreten!" sagte mein Freund und reichte mir das Programm. Und ich las — was's möglich? — da stand sie aufgeführt mit ihrem vollen Namen, als Lockvogel der Variétébühne — Ginevra principessa Aldimonte, die Chanfonnette!

Und sie tänzelte herein, äußerst "fesch", in goldgelbe Seide eingeschnürt, grazios, mit stereotypem Lächeln. Erst lang sie ein paar sizilianische Lieder mit scharfer, abgebrauchter Stimme, hierauf ein albernes, kleines Couplet in gebrochenem Deutsch. Das machte Effekt! Wie sie sich in den Hüften wiegte und die schönen, langen Wimpern ausnützte zu einem gewissen schmachtenden, "in alle Welt verliebten" Augenaufschlag!

Ich redete mir zuerst ein, daß ich mich amüsierte, wollte sogar hinter die Kulissen gehen, um die "schöne Sizilianerin" als alte Bekannte zu begrüßen — eine interessante, psychologische Studie machen. Aber plötzlich merkte ich, daß mir eigentlich garnicht lustig ums Herz war. Tancredos leuchtende Augen schienen aus jener Welt auf mich herabzublicken mit sanftem, traurigem Vorwurf: "Darüber kannst du lachen?"

Und ich entfernte mich noch vor Schluß der Vorstellung. Armer, kleiner Principe, wohl dir, daß du noch abgerufen wurdest, die Hoffnung auf "eine bessere Zukunft" im Herzen!

— E n d e . —

Dilettantismus auf dem Kunstmarkt.

Nachdruck verboten.

Der Dilettantismus ist besser als sein Ruf, ohne daß er darum aufhörte, ein gefährliches und teures Spielzeug zu sein. Er ist das Spielzeug der Erwachsenen und ihnen so unentbehrlich wie den Kindern der Zeitvertreib. Es giebt wertloses Spielzeug und ebenso Dilettantismus, der nichts ist als arge Verschwendung. Viele halten sich für berechtigt, über den Dilettantismus im großen und ganzen den Stab zu brechen; es ist ihnen jedoch noch nicht in den Sinn gekommen, darüber nachzudenken, was beispielsweise das deutsche Volk ohne seinen ausgebreiteten musikalischen Dilettantismus sein würde. Es mag ja für den Einzelnen bisweilen nicht ergötzlich sein, Fingerübungen, Tonleitern und Etuden anhören zu müssen; aber die Gesamtheit würde sich wohl dagegen auflehnen, wenn man dem deutschen Volk sein Anrecht auf die Hausmusik nehmen wollte. Hat doch unsere Hausmusik uns vereint zum führenden Volke in der Musikwelt des Erdkreises erhoben. Die Künstler jeder Nation nehmen ihr Lebenselement aus der Teilnahme ihres Volkes. Sollte man hingegen die Frage aufwerfen, wer berechtigt ist, in der Musik zu unterrichten, so wird sich die Mehrzahl gegen den Dilettantismus aussprechen.

In der Musik hat nur die Virtuosa und die Lehrerin Anwartschaft auf Geldwerb. Die Dilettantin wird gegenwärtig, wo die Welt von ausgebildeten Konservatoristinnen überflutet ist, den durchgebildeten Kräften wenig pefuniären Schaden bereiten. Allerdings sind die talentvollen Musikerrinnen, die einen ganzen Bekannten- und Verwandtenkreis mit Stunden zu 25 bis 50 Pennigen beglücken, noch keineswegs ausgestorben. Es ist aber manches gebessert worden, seitdem einzelne Konservatorien ihren ausgebildeten Zöglingen zur Pflicht machen, keine Stunde unter zwei Mark zu erteilen.

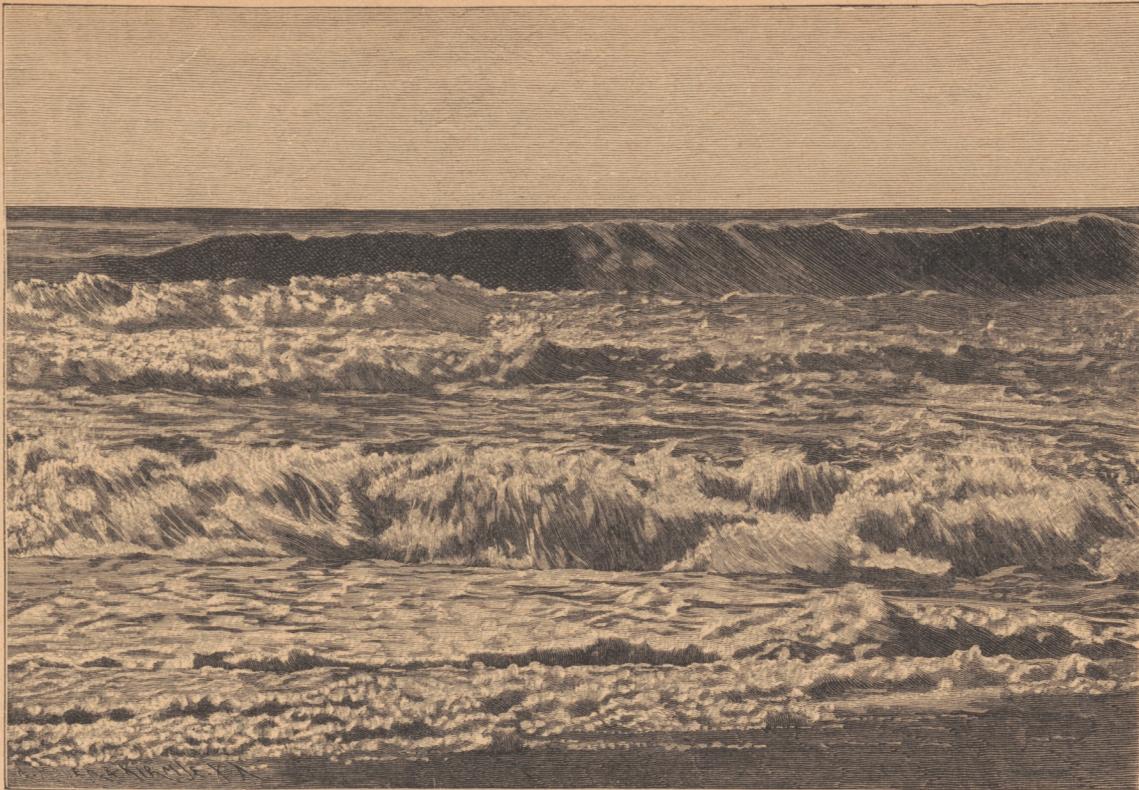
In der Kunst der Malerei mit ihren verschiedenen Nebenzweigen steht es augenblicklich noch weniger günstig. Während nämlich in der Musik, vielleicht mit Ausnahme einiger großen Städte, das künstlerische Urteil der gebildeten Stände genügend geschult ist, um den tüchtigeren Kräften wenigstens geistig das Uebergewicht zu schaffen, ist unser Kunstempfinden für die bildenden Künste noch sehr schwankend. Vor allem herrscht große Unsicherheit, wo es sich um Ornamentik und dekorative Motive handelt. Die Unsicherheit auf diesen Gebieten zieht dann mancherlei unangenehme Folgen nach sich.

Es ist in gewissen Kreisen Mode geworden, von der „Arbeitslosigkeit“ des Publikums viel Aufhebens zu machen. Das ist jedoch wenig gerechtfertigt; denn das Publikum des neunzehnten Jahrhunderts kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden, daß der Uebergang von Handarbeit zur Maschinenfabrikation, vom Handwerk zur Großindustrie gerade in dieser Zeit erfolgte. Dieser Uebergang von einer Vertriebsform zur andern bringt es auch mit sich, daß gegenwärtig oft unrichtige Arbeitskräfte auf verantwortungsvollem Posten stehen und daß andererseits tüchtige Kräfte an minderwertige Aufgaben verschwendet werden.

Hierdurch erklärt sich vieles von dem, was man auf dem heutigen Kunstmarkt als die Schäden des Dilettantismus beklagt.

Das Fremdwort „Dilettant“ wird mit dem italienischen „diletto“ (ich ergötze mich) in Verbindung gebracht. Es wird durch das Wort „Liebhaber-Künstler“ nicht ganz treffend ersetzt; denn dieses umfaßt immer nur bestimmte Techniken, die von den berufsmäßigen Künstlern in den beiden letzten Jahrhunderten ohne Grund vernachlässigt wurden.

Die Dilettantin treibt ihre Kunst zum Vergnügen. Es ist ihr gutes Recht; denn die Frau in unabhängiger Lebensstellung darf ihre Fähigkeiten nach jeder Richtung hin entwickeln. Die Vielseitigkeit der Frau, ihre Befähigung, sich allen Kulturzweigen anzuschmiegen, ermöglicht es ihr, die Einseitigkeit des Mannes auszugleichen. Es ist kein Unrecht, wenn eine Frau Klavier spielt, singt, malt, äßt, brennt, Leder punziert, nach neuester Mode Glas bläst oder als ultra fashionable Cello spielt. Die Frage ist nur, ob sie keine ernstlichen Pflichten darüber vernachlässigt und nicht oberflächlich dabei wird. Vielseitige Menschen können doch sehr gründliche Charaktere sein;



Nordseebrandung.

Nach einer Momentphotographie von W. Dreesen in Flensburg.

oberflächliche Charaktere werden nur in den seltensten Fällen so weit kommen, daß sie mit ihrem Dilettantismus den Kunstmarkt ernstlich schädigen. Die Zeiten, wo das berüchtigte „Billig und schlecht“ das deutsche Kunstgewerbe beherrschte, liegen bald zwanzig Jahre hinter uns, und daß es besser geworden ist, dürfen wir bis zu einem gewissen Grade auch dem Dilettantismus der deutschen Frauen zuschreiben.

Nicht als ob schon alles erreicht wäre, was erstrebt werden muß. Wir sind noch unendlich weit vom richtigen Ziel entfernt. Einstweilen ist lediglich das Interesse an den Techniken erwacht. Im übrigen wird im Dilettantismus noch viel Kraft vergeudet. Wir behandeln jedes dekorative Motiv noch zu sehr im Sinne des Staffelmals, des großen Gemäldes. Proportionsgesetze und Harmonie verstehen wir noch nicht zu handhaben. Hier liegt der große Unterschied zwischen unserm musikalischen und unserm ornamentalen Dilettantismus. Unser Ohr ist geschult, schreiende Dissonanzen sofort zu erkennen, selbst wenn verstimmte Instrumente die Feinheit des Gehörs schädigen. Daß es für die dekorativen Kleinkünste Gesetze von ebenso großer Unverletzlichkeit giebt wie für die Musik, ahnen die wenigsten Dilettantinnen. Allenfalls haben sie einige Kenntnis der Lehre von den Ergänzungsfarben. Im übrigen legen sie ihre ganze Kraft in die technische Ausführung, die oft tadellos ist. Dem Inhalt vermögen sie kein Leben zu geben, weil sie weit über das Ziel hinausgehen. Sie streben nach großer Naturtreue und vergessen Goethes Ausspruch: „Wenn ich den Hund meiner Geliebten male, so habe ich zwei Hunde, aber noch lange kein Kunstwerk.“ Man dürfe an die Dilettantin nicht dieselben Ansprüche stellen wie an die Künstler, heißt es dann wieder. Das geschieht auch nicht, aber man tadelt mit Recht die Sängerin, die sich an Arien und Opernpartien waagt, während ihre Stimme nur für Taubertische Lieder und den Volksgejang ausreicht.

Das große, geschlossene Gemälde des Berufskünstlers stellt sich die Aufgabe, einen geschlossenen Gedanken in monimen-

streiten, ist meist das Glück verjagt, ihr Talent zu pflegen.

Ist das Talent in richtiger Weise mit engem Anschluß an die strengen Stilgesetze, die jeder Technik innewohnen, gepflegt worden, so darf auch seine Besitzerin mit Gemütsruhe den Wechselfällen des Schicksals entgegensehen.

Allerdings gehört Mühe, Umsicht, Ausdauer und Besonnenheit dazu, festen Fuß zu fassen. Vor allem muß man wissen, in welchen Städten bestimmte Industriezweige blühen, für die man besonders begabt ist; dann gilt es, sich Adressen zu verschaffen und Proben seiner Arbeit zu versenden; es gilt, die Eigenart der Maschinen zu studieren, es gilt, das Leben zu nehmen, wie es einmal ist.

Man klagt oft über das Vorurteil der Unternehmer gegen Anstellung von Damen. Die Unternehmer aber klagen über die allzugroße Empfindlichkeit der Damen. Sicherlich ist diese Klage nur in einzelnen Fällen begründet, und bisweilen hört man auch lobende Aussprüche. Gründliche, gute Erziehung, Charakterbildung, Empfindungsreichtum, vielseitige Kenntnisse, diese Elemente sind für die Förderung des deutschen Kunstgewerbes unentbehrlich.

In den Kreisen der gebildeten Frauen liegen sie brach, unsern Handwerkern und Fabrikarbeitern fehlen sie. Es ist aber durchaus kein Grund vorhanden, warum nicht ein gegenseitiger Austausch stattfinden sollte, wie er in England bereits angebahnt ist und in Hamburg erstrebt wird. In unsern Kunstgewerbeschulen ist dies Prinzip der Arbeitsteilung und wechselweisen Ergänzung noch nicht durchweg zur Anerkennung gelangt. Einstweilen giebt es noch Schulen, wo die Schülerinnen von ihren Lehrern angehalten werden, Stickmuster zu entwerfen, die nur in Schmiedeeisen ausgeführt werden können. Solange dergleichen noch möglich ist, darf sich niemand wundern, daß die Schülerinnen unserer Anstalten im praktischen Leben vielfach hilf- und ratlos dastehen.

Die Musterzeichnung bildet augenblicklich bedingungslos den springenden Punkt für die Lebensfähigkeit der deutschen

Industrie auf dem Weltmarkt. Die Dilettantin, auch die wirtschaftlich unabhängige, erfüllt also geradezu eine nationale Pflicht, wenn sie ihre Kraft nach dieser Richtung ins Gewicht wirft. Sie braucht sich wegen dieser Arbeit durchaus nicht verachten zu lassen: Rafael entwarf Majoliken und Stickereien, Dürer Goldschmiedemodelle und Handwerksgerät aller Art, und sogar Michelangelo, der monumentalste aller Monumentalkünstler, verachtete nicht die dekorative Aufgabe, Zeichnungen zu Schwertgriffen und Degencheiden zu entwerfen.

Eine Dame, die sich in guten Tagen bei einigen tüchtigen Firmen bekannt gemacht hat, wird in den bösen nur selten lange nach Arbeit suchen. Bösen Dilettantismus betreibt sie, sobald sie sich herbeiläßt, zu niedrigen Preisen zu arbeiten, wie es leider immer wieder noch die Töchter gut sitzierter Familien thun. Wärdten sie doch stets bedenken, daß die Folgen ihres Unterbietens sie selbst oder ihre Angehörigen schwer treffen können. Nur unter der Bedingung, daß sie nicht unnötig die Preise herunterdrücken, kann man ihr Mitwirken auf dem Kunstmarkt willkommen heißen. L. Hagen.



Wolkenreflex im Meerespiegel.

Nach einer Momentphotographie von W. Dreesen in Flensburg.

Eine Erinnerung an Ludwig Spohr.

Von H. Brand.

Nachdruck verboten.

Es war im Winter des Jahres 1804. In dem schönen Musiksaal des Palais Radziwill in der Wilhelmstraße zu Berlin hatte sich eine kleinere, aber auserlesene Gesellschaft der preussischen Hauptstadt versammelt, um einem jener berühmt gewordenen Konzerte beizuwohnen, die der kunstsinige Fürst Anton Radziwill hier seinen Freunden und den in der Stadt weilenden Künstlern öfter zu bereiten pflegte.

Der Fürst, ein Herr von kaum neunundzwanzig Jahren, dessen vornehmes Aeußere den Polen von hervorragender Lebensstellung verriet, stand unfern des Einganges des Saales, und neben ihm bemühte sich seine Gemahlin, die anmutige, lebhaftige Prinzessin Luise von Preußen, die ankommenden Gäste mit aller der Liebenswürdigkeit zu empfangen, die Berlin an dem ausgezeichneten Paare kannte und wert hielt.

Die schöne Fürstin war die einzige Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, und Schwester des durch seine Talente, wie durch seine launenhaften Ausschreitungen bekannten Prinzen Louis Ferdinand. Wie sie jetzt, groß und schlank, reich und doch einfach in weißen Atlas gekleidet, mit anmutiger Würde neben dem Fürsten stand, würde keiner, der sie sah, vermutet haben, daß sie volle fünf Jahre älter war als der Fürst.

Seit Friedrich der Große es nicht verschmäht hatte, sich selbst als Musiker in seinen kleineren Abendzirkeln hören zu lassen, hatte man am preussischen Königshofe die Musik mit Vorliebe gepflegt; ja man konnte fast sagen, daß von allen Künsten die Musik fast allein an höchster Stelle des Landes Beachtung und Pflege fand, zumal im Palais Radziwill.

Fürst Anton hatte seinen Namen als Violoncellist, sowie durch seine Kompositionen zu dem Goethe'schen Faust auch als Künstler rühmlichst bekannt gemacht, und sein Schwager Prinz Louis Ferdinand war nicht nur Musikfreund und Kenner, sondern auch selbst ein vortrefflicher Klavierspieler, der alles, was Berlin an einheimischen und fremden Künstlern barg, gern und oft bei sich versammelte. Einladungen zu seinen, sowie zu den Musikpartien im Palais Radziwill zu erlangen, galt daher für eine Ehre und Auszeichnung, nach welcher viele strebten, die aber nur wenigen Berufenen zu teil ward; denn hier genügte es nicht, sich nur unterhalten zu lassen. Wer mit einer Einladung bedacht wurde, mußte entweder Künstler sein, oder sich durch hervorragende Musikkenntnisse auszeichnen und bekannt gemacht haben.

Ungezwungen wie immer bewegte sich auch am heutigen Abend die Gesellschaft untereinander. Außer dem Prinzen Louis Ferdinand, der mit seinem Lehrer und vertrautesten Freund, dem Klavirvirtuosen Dussek, gekommen war, befanden sich nur wenige Damen und Herren des Hofes in dem Kreise. Zwanglos umhergehend oder in kleinen Gruppen plaudernd bewegten sich hier die Künstler, unter denen sich Möjer, Seidler, Semmler und Bernhard Romberg befanden.

Neben diesem letzteren stand ein ruhig sprechender, noch sehr junger, blonder Mann, den niemand kannte und der deshalb nicht unbemerkt bleiben konnte, weil er alle Anwesenden um mehr als Haupteslänge überragte. Jedoch trotz seiner Jugend und ungewöhnlichen Größe hatte seine Gestalt bereits ein schönes Ebenmaß gewonnen, und die ruhige Sicherheit seiner Bewegungen zeichneten ihn vorteilhaft aus. Vielleicht war sein kleiner Kopf mit den ausdrucksvollen Zügen nicht ganz im Einklang mit der Gestalt, jedoch der Ausdruck milder Freundlichkeit, der auf dem jugendlichen Antlitz lag, war so bestechend, daß diese kleine Unregelmäßigkeit wenig auffiel. Eine gewölbte Stirn, von blondem Haar umgeben, darunter sanfte, tiefblaue Augen, eine wohlgebildete Nase, ein ausdrucksvoller Mund, dessen Beweglichkeit durch keinen Bart verdeckt war, trugen dazu bei, den Eindruck seiner Persönlichkeit zu einem angenehmen zu machen.

„Wen habt ihr denn da eingeladen?“ fragte Prinz Louis Ferdinand die Schwester und

Liebesgruß.

Nachdruck verboten.

Den ersten Gruß beim Morgenschein,
Den letzten Gruß zur Nacht
Dir, der ein treu „Gedenke mein“
In meiner Seele wacht.
Und geh' am Tag ich hin und her,
Dein Bild begleitet mich,
Und fällt mir je die Arbeit schwer,
Spornt mich der Trost „für dich!“

für dich! Und kann ich auch kein Schloß,
Du Eine, dir erbau'n,
So trage dich mein flügelroß
Hoch über Erdengau'n
Auf Liedeschwingen wohlantweich
Vereint mit mir dahin
Zu unsichtbarem Königreich,
Drin du die Königin!

Otto Franz Gensichen.



Aufbruch zur Wolfsjagd. Nach dem Gemälde von Alfred Wierusz-Kowalski.

Photographieverlag von Franz Hanfstängl in München.

wandte das Haupt nach der Seite des Saales, wo der Fremde stand. „Ist es eine Größe, die Musik macht, oder will der Herr solche hören?“

Der Fürstin Augen folgten den Blicken des Bruders, dann sagte sie lächelnd: „Ach, der Herr sollte eigentlich eine Ueberraschung für dich sein, aber wie ist es möglich, einen Mann unter anderen zu verbergen, dessen Erscheinung schon alles so überragt wie sein Talent? Als ihn mein Gemahl mir vorhin zuführte, glaubte ich niemals an irgend jemandem so in die Höhe gesehen zu haben wie an ihm.“

„Aber wer ist er, wie heißt er?“ drängte der Prinz ungeduldig.

„Er ist Kammermusikus und ein besonderer Günstling des Herzogs von Braunschweig, ein Schüler Ferdinand Eds — kurz, es ist Ludwig Spohr, der —“

„Wie, Ludwig Spohr?“ unterbrach der lebhafteste Prinz seine Schwester, und seine Augen leuchteten auf. „Ludwig Spohr? Der kürzlich in Leipzig Konzerte gab und dem Kochly in seiner Musikzeitung ein so begeistertes Lob sang?“

„Der selbe,“ entgegnete die Fürstin, über des Bruders leichte Erregtheit lächelnd. „Herr Spohr kommt von Leipzig, von wo er ungewöhnlich lobende Empfehlungsbriefe mitbrachte. Sie erregten Antons höchste Teilnahme, und ihm zu Ehren wurde die heutige Musikpartie eingerichtet.“

„Wie mich das freut!“ rief der Prinz so laut, daß der Fürst und Duffel, die in der Nähe standen, aufmerksam wurden.

„Ich hatte schon daran gedacht, seitwogen einmal nach Leipzig zu fahren; sein Spiel erregte überall, wo er sich hören ließ, das größte Aufsehen, und seine Kompositionen sollen das Bedeutendste sein, was bisher für Geige geschrieben wurde.“

„Er scheint nach jeder Richtung hin groß zu sein,“ erwiderte die Fürstin und ließ ihre Blicke mit Wohlgefallen auf dem entfernt Stehenden ruhen.

Inzwischen war der Fürst näher getreten, und der Prinz erkundigte sich nun bei dem Schwager nach den Absichten und Wünschen des jungen Künstlers.

„Er will hier im Verein mit Signora Rosa Albergi, der Tochter des Dresdner Kirchenjägers, ein Konzert geben,“ erwiderte der Fürst. „Ich fürchte, daß er bei der großen Zahl derartiger Unterhaltungen wenig Aussicht auf viel Besuch hat, und es scheint mir daher wünschenswert für ihn, daß er erst einigemal in Privatkreisen gehört wird. Du könntest vielleicht auch —“

„Nein,“ unterbrach der Prinz den Schwager heftig. „Ich kann und will nichts für den Herrn thun, der es nicht der Mühe wert fand, mich um seine Anwesenheit wissen zu lassen.“

Duffel, der seitwärts stand, und dem Gespräch mit Aufmerksamkeit gefolgt war, trat heran und sagte mit einer tiefen Verbeugung in beglückendem Tone zu dem Prinzen: „Auch für Euer Durchlaucht hat Herr Spohr gestern Empfehlungsbriefe in Dero Palais abgegeben —“

„So?“ brauste der Prinz auf, „und das erfahre ich so ganz gelegentlich hier, da soll doch —!“

„Euer Durchlaucht waren sich gestern morgen nicht mehr ins Palais zurückgekehrt,“ erinnerte Duffel bescheiden, „und so konnte der Haushofmeister —“

„Schon gut, schon gut!“ winkte der Prinz lachend mit der Hand. „Du brauchst nicht weiter über meine häuslichen Angelegenheiten zu reden,“ und sich seinem Schwager wieder zuwendend, fragte er: „Hast du Kochly's Bericht in der Leipziger Musikzeitung über Spohr's dortiges Auftreten gelesen?“

Fürst Anton verneinte.

„Brillant, sage ich dir, ganz brillant,“ rief der enthusiastische Prinz. „Wir haben es entschieden mit einem Künstler ersten Ranges zu thun; denn Kochly, der seine Kenner und scharfe Kritiker sagt: man würde über das, was Herr Spohr auf seiner Geige leistet, erstaunen, wenn man vor Entzücken zum Erstauern kommen könnte! Seine Kompositionen nennt er das Schönste, was er kenne, sie neigten zum Großen und in sanfter Wehmuth Verklingendem, und von seinem Spiel sagt er, daß die Zartheit und Züchtigkeit, die Seele und das Feuer, die er den Saiten der Geige zu entlocken verstehe, ihn zu einem wahren Künstler von Gottes Gnaden stempeln.“

„Ein solches Lob von Kochly ist allerdings bemerkenswert,“ entgegnete Fürst Anton, „und ich will daher sogleich bitten, daß man mit den Vorträgen beginne.“

Und während er hinwegging, um die Aufforderung an die Künstler zu richten, ihr Spiel zu beginnen, schritt der Prinz durch den Saal der Gruppe zu, in welcher Spohr stand, und ließ sich den jungen Künstler vorstellen.

Gleich darauf begann das Konzert. Zuerst spielte Bernhard Romberg in einem seiner Quartette das obligate Violoncell mit gewohnter Meisterschaft und erntete den reichsten Beifall seiner Zuhörer, der hier nicht verboten war und den Künstlern wertvoller und lohnender schien, als das laute Beifallklatschen in den großen Konzertsälen der Stadt. Nur Spohr blieb unbeweglich und stumm, und der Prinz, der, neben ihm stehend, mit Spannung dem Spiel seines Lieblings Romberg gelauscht, sah sich erstaunt und etwas heftig nach ihm um.

Er war stets von dem, was ihn gerade erregte, leidenschaftlich ergriffen, und in seinem leicht bewegten Geiste war der Argwohn erwacht, hier halte Reid den Beifall zurück, da ja doch ein Musiker wie Spohr die hohe Vollendung des Spieles und Vortrages erkennen und würdigen mußte. Aber er schämte sich seines niedrigen Verdachtes, als er in das edle, junge, begeisterte Antlitz schaute. Aus jedem Zuge sprach das reinste, rüchhaltigste Entzücken. Das mochte auch Romberg erkennen; denn er trat herzu und, dem Jüngling schon von weitem beide Hände entgegenreichend, schnitt er dessen warme Lobesworte mit Dank für das ab, was er schon in seinem Auge las.

Nun trat auch an Spohr die Bitte des Fürsten heran, seinen Vortrag zu beginnen. Der Künstler glaubte solchen Kennern und Virtuosen nichts Wertvolleres und Würdigeres bieten zu können als eine Komposition des von ihm selbst aufs höchste geschätzten Beethoven, der freilich erst wenig gekannt war.

In Deutschland verstand man noch nicht die Tiefe und Größe der Gedanken zu würdigen, die der Komponist in Musik gesetzt hatte. Diese Erfahrung hatte Spohr zwar schon in Leipzig gemacht, aber gehofft, hier in diesen hochgebildeten und auserlesenen Kreisen ein größeres Verständnis für die Werke des Meisters zu finden.

Er hatte deshalb das melodienreichste der sechs erst kürzlich erschienenen Quartette gewählt und, nachdem er die Notenblätter mit einigen leisen, erklärenden Worten an die übrigen Mitspielenden verteilt hatte, trat er mit der ihm eigenen Ruhe

an das Pult, sich mit vornehmem Anstand verneigend. Dann erhob er das Instrument und ließ die ersten Akkorde erklingen.

Wer den Meister Spohr nicht gehört hat, kann sich keine Vorstellung von dem Zauber seines Spieles machen. Aller Blicke waren ihm zugewandt, und mit verhaltenem Atem lauschten die Zuhörer.

Prinz Louis Ferdinand, der auf einem der vorderen Sessel neben seiner Schwester Platz genommen hatte, faßte deren Hand und drückte sie heftig. Das Haupt weit vorgebeugt, verfolgten seine Augen jede der ruhigen Bewegungen des jungen Meisters, und so entging es ihm nicht, wie flach und fest dieser die Geige hielt und wie kraftvoll und doch zart die Rechte den Bogen über die Saiten führte. Wie verzaubert lauschte er den glanzvollen Passagen und Trillerketten, die mit einer noch nie gehörten Fülle des Tones erklangen.

Und wie er, so lauschten auch die anderen Anwesenden diesem zauberhaften Spiel. Der junge Künstler aber erkannte sehr wohl, wenn er in den Pausen seine Augen durch den Saal schweifen ließ, daß es nur sein Spiel war, das diesen mächtigen Eindruck hervorrief, daß aber die Komposition leider auch hier in ihren Tiefen unbegriffen blieb, und das ließ ihn fast an seinem eigenen Verständnis und Geschmack zweifeln.

Nur mit halber Genugthuung empfing er daher den von allen Seiten ihm entgegenhallenden Beifall, als er nach der glänzenden Schlussscene den Bogen sinken ließ. Nur der feine, kunstverständige Fürst Radziwill hatte die hehre Schönheit der Komposition erkannt, deren einzelne Sätze er jetzt mit seinem Verständnis zergliederte, und das gab dem Jüngling den Glauben an sein Urteil so weit zurück, daß er schweigend darüber zu lächeln vermochte, als Romberg ihn später fragte: „Aber lieber Spohr, wie konnten Sie so barockes Zeug spielen?“

Bei der erneuten Aufforderung, die Zuhörer mit einem Vortrag zu erfreuen, war er über deren Geschmack besser unterrichtet und wählte das Es-dur-Quartett des damals in Petersburg lebenden und auf dem Höhepunkt seines Künstler Ruhms stehenden Geigenpielers Pierre Rode, dessen bewunderte Quartette, die jetzt längst vergessen sind, damals großen Erfolg hatten.

Vortrag und Komposition müssen bei vollendeter Leistung durchaus in Wechselwirkung stehen, wenn sie in allen ihren Teilen Anerkennung finden sollen. Die Zuhörer müssen in stande sein, nicht nur die Schönheit des Spieles zu erkennen, sondern auch den Geist der vorgetragenen Musik zu würdigen. Diese Wahrheit erfuhr der junge Meister heute zum erstenmale.

Dem Beifall, den er erneut erntete, folgte diesmal kein verwundertes „wenn“ und „aber“, und als er spät in der Nacht das Palais Radziwill verließ, um seine bescheidene Mietwohnung im Innern der Stadt aufzusuchen, schritt er leichten Herzens dahin. Die innere Befriedigung über seinen Erfolg hatte ihm die Beruhigung gewährt, daß er wohl auch in anderen Kreisen Berlins die Anerkennung finden würde, die jedem Strebenden, zumal dem Künstler, unentbehrlich ist.

Denn wie die Fürstin Radziwill ihrem Bruder erzählt hatte, wollte Spohr gern im Verein mit der jungen italienischen Sängerin Rosa Albergi in Berlin ein öffentliches Konzert geben, um auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Zu diesem Zweck hatte er die Reise von Leipzig nach hier gemeinsam mit Rosa und deren Mutter unternommen und war in demselben Hause abgetreten, wie Mutter und Tochter Albergi.

Da die Vorbereitungen zu dem Konzert indessen längere Zeit in Anspruch nahmen, als Spohr berechnet hatte, so war es natürlich, daß der in Berlin fremde junge Mann in seiner freien Zeit viel mit den beiden ebenso einsamen Frauen verkehrte. Rosas Talent und musikalisches Verständnis gaben ihm die Anregung, deren er bedurfte; die behagliche Häuslichkeit gewährte ihm Ruhe, wenn er ermüdet heimkehrte, und fröhliche Unterhaltung, wie sie der Jugend angemessen ist. Signora Albergi, die Mutter, lebte zwar schon seit Jahren in Dresden, wo ihr Mann eine Stellung als Kirchenorganist hatte, sprach aber nicht deutsch und verstand es auch nur so unvollkommen, daß sie kaum an der Unterhaltung der beiden jungen Leute teilnehmen konnte. Spohr hatte sich rasch daran gewöhnt, die lebhafteste Rosa zur Vertrauten seiner Erlebnisse zu machen, und nach seiner Heimkehr aus dem Palais Radziwill wäre er am liebsten noch in der späten Nachstunde bei den Frauen eingekerkert, deren Fenster noch erleuchtet waren. Das Maßvolle und Gehaltene aber, das ihn vor den meisten anderen Künstlern auszeichnete, hielt ihn ab, die Schranken der Sitte zu überschreiten. So suchte er denn sogleich sein Zimmer auf.

Die Aufregung hatte ihn aber noch lange wach gehalten, und es war daher durchaus keine frühe Stunde mehr, als er am andern Morgen bei den Damen anklopfte.

Rosa war allein zu Hause. „Wie lange haben Sie sich erwarten lassen, teurer Freund?“ fragte sie im Tone leichten Vorwurfs, aber mit dem holdsten Lächeln auf den jungen Lippen, und reichte ihm in kindlicher Unbefangenheit beide Hände entgegen.

Spohr entschuldigte sich und erzählte, wie viel Ueberwindung es ihm gekostet habe, nicht in der Nacht noch bei den Damen einzudringen, um das Erlebte mit ihnen zu besprechen.

Es war ein schönes Paar, das da bei einander saß: die dunkelblaugige Italienerin mit dem leidenschaftlich bewegten Antlitz und der blonde, rechenhafte Deutsche, auf dessen regelmäßigen Zügen eine fast frauenhafte Milde lag, die den Eindruck der allzu kraftvollen Erscheinung angenehm milderte. Zwei gute, unverdorrene Menschen, geeinigt durch die Kunst, der sie beide mit eifrigem Fleiß dienten, aber in ihrem Glauben, Hoffen und Meinen innerlich ebenso weit voneinander geschieden wie in ihrer äußeren Erscheinung. Der gleiche Weg hatte sie zusammengeführt, und in ihrer Unerfahrenheit glaubten sie eine Weile ineinander die Ergänzung gefunden zu haben, die für Mann und Weib notwendig ist, wenn sie in gegenseitiger Liebe die Vollendung in sich selbst zu finden hoffen. Das war ein Irrtum, den beide später mit Betrübnis, aber ohne tieferen Schmerz erkannten, der ihnen aber jetzt noch verhält und sie die Stunden froh genießen ließ.

Spohr erzählte von dem Eindruck, den sein Spiel gemacht, und von der Enttäuschung, auch in diesem feingebildeten Kreise weder Verständnis noch Anerkennung für seinen bewunderten Beethoven gefunden zu haben. „Selbst dem genialen, begeisterungsfähigen Prinzen Louis Ferdinand,“ rief er eben aus, „war es ebenso unmöglich, in den Geist dieser bewundernswerten Musik einzudringen, wie seinem berühmten Lehrer und Freunde Duffel!“

„Jawohl, Mademoiselle, das ist mir wirklich unmöglich!“ ertönte da plötzlich eine laute, lachende Stimme von der Thür her, und als Spohr und Rosa erschrocken herumfuhren, stand Duffel auf der Schwelle.

„Es blieb mir nichts übrig,“ rief er heiter den Verlegenen zu, „als mich durch meine Verteidigung bemerklich zu machen, da mein Klopfen überhört wurde und ich mich nicht länger von dem jungen Maestro verleumden lassen wollte.“

„Falls es Verleumdung war, Monsieur Duffel,“ erwiderte Spohr, dem Eintretenden die Hand bietend, „so thaten Sie selbst sie sich gestern Abend an, indem Sie Ihren guten Geschmack verleugneten. Monsieur Duffel — Mademoiselle Rosa Albergi aus Dresden,“ stellte er dann vor und lud den Gast zum Sitzen ein.

Das angeschlagene Thema brachte die Herren bald in einen lebhaften Meinungsaustrausch, und ein auf dem Piano liegendes Notenblatt, das Duffel zur Hand nahm, lenkte die Unterhaltung auf Signora Rosas Gesang. Es war eine italienische Arie, die Spohr mit Läusen und Trillern so verziert hatte, daß sie Rosas Stimmmitteln entsprach. „Das müssen Sie morgen Abend singen, Signora!“ rief Duffel, nachdem er die Noten gelesen, „und wenn Sie es mir gestatten, werde ich selbst Sie auf dem Piano begleiten. Der Prinz wird entzückt sein; wenn Sie es wollen, können Sie ihn zu Ihren Füßen setzen. Kunst und Schönheit findet bei ihm nicht langen Widerstand.“

Rosa trat einen Schritt zurück. „Der Prinz!“ rief sie erstaunt, „morgen Abend? Was habe ich damit zu thun?“ Und sie sah sich scheu nach ihrem großen, ruhigen Freunde um, der an so raschem, enthusiastischem Vorgehen gleichfalls kein Gefallen fand.

Duffel bemerkte es und sagte ruhig einlenkend: „Ja, ja, wir Künstler sind hier ein aufgeregtes Völkchen und genießen das Schöne gern, wo es sich uns bietet. Wenn Sie länger hier sind, werden Sie erfahren, daß Jugend, Schönheit und Kunst ein offener Empfehlungsbrief ist, und Sie werden sich daran erfreuen. Was aber den morgenden Abend anlangt, so bin ich gekommen, um Sie, Signora, und Herrn Spohr im Namen Seiner Durchlaucht aufzufordern, an einer Musikpartie teilzunehmen, die er Ihnen zu Ehren geben will.“

Rosa sah sich verlegen nach Spohr um. In Abwesenheit ihrer Mutter und in Unkenntnis der Hofgebräuche wagte sie keine entscheidende Antwort zu geben, und Spohr trat daher für sie ein. „Es ist eine große Ehre für Signora Rosa,“ sagte er, „daß Seine Hoheit die Einladung auch auf die Damen ausdehnen will, die leider keinen Empfehlungsbrief an den Prinzen abgeben konnten; jedoch in Abwesenheit Frau Albergis weiß ich wirklich nicht —“

„Aber ich weiß,“ fiel Duffel dem jungen Künstler ins Wort, „daß der Prinz nicht so hohen Wert auf das hergebrachte Zeremoniell legt, wie man es im Palais Radziwill thut. Mit oder ohne Empfehlungsbrief sind ihm Künstler und Künstlerinnen stets willkommen, und es dürfte für Mademoiselle gewiß von Vorteil sein, vor ihrem Konzert schon eine Probe ihrer Gesangkunst in dem ausgezeichneten Kreise gegeben zu haben, den Seine Durchlaucht um sich versammelt.“

Ein bittender Blick aus Rosas schönen Augen und Duffels letztes Argument ließen Spohr schwanken. „Wenn die Mutter —“ sagte er langsam.

„Ach, lassen wir doch die Mutter aus dem Spiel,“ unterbrach ihn Duffel ungeduldig. „Da Madame weder deutsch noch französisch spricht, so würde es den Prinzen in Verlegenheit setzen, der Dame Unterhaltung zu schaffen, und überdies, mein lieber Spohr,“ setzte er etwas leiser und vertraulicher hinzu, „Sie sind schwerfälliger als die Eltern; denn wenn der Vater Sie dem Fräulein zum Reisebegleiter gab und die Mutter in den frühesten Morgenstunden ausgeht, um Ihnen das Feld zu räumen, wird man Ihnen ja wohl auch den Schutz der Sängerin in einer Abendgesellschaft anvertrauen.“

„D ja, ganz gewiß,“ stimmte Rosa lebhaft und unbefangen zu. „Die Mutter wird froh sein, zu Hause bleiben zu können, und gar kein Bedenken haben, mich mit Herrn Spohr gehen zu lassen.“

Diese Versicherung machte allen Einwendungen ein Ende, und Duffel nahm die Zusage mit hinweg, daß sich die Geladenen pünktlich einfinden würden.

Zur festgesetzten Stunde fuhr am andern Abend der Wagen vor, den der junge Kammermusikus bestellt hatte, um ihn und Rosa in das Palais des Prinzen zu bringen. Rosa hatte den Tag in der freudigsten Stimmung zugebracht. Sie war noch unbefangen genug, sich offen auf die Triumphe zu freuen, die Duffel ihr prophezeit hatte; denn sie war keineswegs ohne Eitelkeit und nicht unempfindlich für den bescheidenen Triumph, als sie bemerkte, daß Spohr sie mit einem gewissen Stolz in den Saal führte, an dessen Eingang Prinz Louis Ferdinand seine Gäste selbst begrüßte.

Die Geladenen waren schon fast alle erschienen, als Spohr mit seiner anmutigen Begleiterin eintrat, und es blieb den beiden nicht viel Zeit, sich unter den Anwesenden, die sich zwanglos unterhielten, umgesehen; denn bald nach ihrem Eintritt ließ der Prinz das Zeichen zum Beginn des Konzertes geben.

Einem künstlerisch vollendeten Klavierquartett folgte Spohrs Vortrag. Besser bekannt mit dem Geschmack seiner Zuhörer als neulich bei dem Prinzen Radziwill, hatte er heute Musikstücke gewählt, in denen hauptsächlich seine Virtuosität als Geiger zur Geltung kam. Er spielte erst in einem Quartett und dann die G-dur-Variationen von Pierre Rode. Alle Vorzüge seines glänzenden Talentes traten hierbei in das hellste Licht, und der immer aufs neue ausbrechende Jubel seiner Zuhörer erhöhte das Feuer, mit dem er spielte. Als Spohr die Geige sinken ließ, war der Prinz der erste, der zu ihm trat und ihm seinen Dank mit dem lebhaftesten Lob des Kenners aussprach.

Sodann setzte sich Duffel aus Klavier, um Rosa zu begleiten, und sie sang, getragen von dem Erfolg ihres Freundes, mit einem bei ihr seltenen Feuer der Leidenschaft und erntete gleichfalls lauten Beifall.

Es war dem jungen Spohr, so unerfahren er in den Formen der Hofgesellschaft war, nicht entgangen, daß die Gäste hier zwar alle kunstsinning gebildet, in ihren Formen aber nicht so fein waren, wie die Gesellschaft im Palais Radziwill. Es war ihm daher lieb, daß er und Rosa ihren Platz ziemlich am Ende des langen Tisches zwischen Romberg und Duffel fanden, der sich eifrig bemühte, ihre Aufmerksamkeit

von der übrigen Gesellschaft ab und auf sich zu lenken. Auch Spohr, den Romberg in ein ernstes Gespräch über den Stand der deutschen Musik verwickelte, hatte anfangs wenig auf seine Umgebung geachtet; als er aber in einer Pause seiner Unterhaltung gewahrte, wie der Champagner seine Wirkung geltend machte und jeden Zwang aufzuheben drohte, sah er sich erschrocken um. Rosa sah indes ganz unbefangen und augenscheinlich ruhig im Bewußtsein seines Schutzes neben ihm und sah aus großen Augen weiter auf ihre Umgebung.

„Ich wundere mich,“ sagte Spohr zu seinem Nachbar, „daß man hier am Hofe so ungeniert ist.“

„Hier am Hofe?“ erwiderte Romberg lachend, „nein, mein lieber Spohr, hier am Hofe ist man sehr ernsthaft, und die Feste seiner Durchlaucht des Prinzen Louis Ferdinand mißfallen den Majestäten. Es ist schade,“ setzte er dann nach einigem Schweigen hinzu, „daß sich die reiche Begabung und das warme Herz des Prinzen öfters in Verirrungen verlieren.“

„So befinden wir uns hier nicht in einer Gesellschaft, wie sie der Name des Prinzen erwarten läßt?“ fragte Spohr.

„Der Name des Prinzen?“ sagte Romberg achselzuckend. „Man merkt, daß Sie ein Neuling sind; denn sonst würden Sie gehört haben, daß Seine Durchlaucht eigene Wege geht. Die Herren gehören, mit Ausnahme von uns Künstlern, allerdings dem Hofe und den ersten Beamtenkreisen an; die Damen jedoch sind vom Theater.“

„Dann ist es unerhört, daß man Signora Albergi veranlaßt hierher zu kommen!“ rief der junge Meister empört.

„Nun, nun,“ beschwichtigte ihn Romberg und legte ihm die Hand auf den Arm. „Was wollen Sie! Die Signora ist Sängerin und muß sich die Gunst des Publikums erwerben, und da ist vor allem die Herrenwelt.“

„Nein,“ unterbrach ihn Spohr erregt. „Signora Rosa ist ein reines, junges Mädchen, und mir kann es nicht gleichgültig sein, was sie an meiner Seite und unter meinem Schutze steht und hört.“

Der Ernst, mit dem Spohr sprach, erweckte Rombergs Teilnahme, und nachdem er sich umgesehen, sagte er wohlwollend: „Benutzen Sie den günstigen Moment, da Duffel eben aufgestanden ist, und führen Sie die junge Dame hinweg. Die Thür ist nahe, niemand wird es bemerken, und sollte es doch geschehen, so werde ich eine passende Entschuldigung für Sie und die Mademoiselle vorbringen.“

Rosa war schnell verständigt. Sie erhob sich bereitwillig, und bei der allgemeinen Bewegung, die im Saale herrschte, gelang es dem Paar, ungesehen den Salon zu verlassen.

Signora Albergi hat ihr Leben lang Ludwig Spohr so sehr als Mensch verehrt, wie sie ihn als Künstler bewunderte.

Unsre Nahrungsmittel.

Nachdruck verboten.

Die Milch.

Die Milch ist das wichtigste Nahrungsmittel des Menschen, sie vereinigt Speise und Trank in sich, und sie ist die Quelle des für unsern Körper erforderlichen Eiweißes, der Fette, des Zuckers und des Salzes. Die in dickeren Schichten weiße, in dünneren Lagen bläuliche, undurchsichtige, schwach süßlich und mild schmeckende Flüssigkeit, die wir unter dem Namen „Milch“ kennen, ist ein Gemenge, in dem außerordentlich fein zerteilte Substanzen verbreitet sind. Die Milch enthält alle dem Tierkörper zum Leben notwendigen Substanzen in hinreichender Menge. Nur unterscheidet sich die zuerst oder gleich nach der Geburt abgegebene Milch von der späteren durch größeren Reichthum an Käsestoff und Salzen.

Das Casein oder der Käsestoff setzt sich der Hauptsache nach aus eiweißartigen, stickstoffhaltigen Teilen zusammen. Läßt man die Milch sauer werden, indem man sie auf längere Zeit sich selbst überläßt und hierdurch den Zutritt und die Einwirkung des Sauerstoffes in der Luft begünstigt, so sondert sich das Casein in Flocken ab. Diesen Vorgang nennt man das Gerinnen der Milch. Die von dem Käsestoff abgechiedene Flüssigkeit bezeichnet man mit dem Namen „Serum oder Molke“. Die geronnene Milch ist nicht schwerer zu verdauen als die frische. Die stickstofffreie Milchsäure findet sich nicht nur in der sauren Milch, sondern auch in der sauren Gurken, im Sauerkohl oder dem Sauerkraut, im Magensaft, im Muskelfleisch, in gewissen säuerlichen Hieren. Ihre Anwesenheit darf als nie fehlender Bestandteil aller tierischen Flüssigkeiten angenommen werden. Dem Sauerwerden der Milch kann dadurch auf längere Zeit begegnet werden, daß man sie innerhalb 24 Stunden wiederholt abkocht. Da die beim Kochen auf der Oberfläche der Milch sich bildende Haut, die aus Casein besteht, den Zutritt der Luft hindert, so wirkt auch diese konservierend. Kalte Temperatur übt gährungs hemmend, daher Eishälter und gute, trockene Keller zur Aufbewahrung der Milch besonders geeignet sind. Ein geringer Zusatz* Borax, Natron, Soda, Kaltwasser, Bor- oder Benzoesäure verzögert den Eintritt des Sauerwerdens der Milch gleichfalls; diese Zusätze haben die Wirkung der Konservierungsmittel. Das Koagulieren oder Gerinnen, nicht aber das Sauerwerden der Milch kann durch Zusatz von Salpeter, Kochsalz, überhaupt von Salzen hinausgeschoben werden.

Der Milchextrakt oder die kondensierte Milch (Dauermilch), die in der Schweiz, in England, Norwegen, Schweden und auch bei uns fabrikmäßig erzeugt wird, ist die beste Form, unter der die Milch lange aufbewahrt werden kann. Sie ist eine gelbweiße, sirupdicke Flüssigkeit, die sich in Wasser und Milch in allen Verhältnissen auflöst. Diese Milch wird aus zum Teil abgefahnter Kuh-, Ziegen- und auch Stutenmilch unter Zusatz von Feinzucker (Raffinade) gewonnen und ist äußerst haltbar. So vorteilhaft und praktisch ihre Anwendung für Reisen, namentlich zur See, für Militärs und den Haushalt ist, so wenig eignet sie sich zur Nahrung für kleine Kinder. Man hat nach ihrem Genuße infolge des bedeutenden Zuckergehaltes Verdauungsstörungen beobachtet. Sollte man sie aber als Kindernahrung dennoch anwenden wollen, so müßte 1 Teil davon mit 12 bis 15 Teilen Wasser verdünnt werden. Die von Professor Dr. Nagel in München angewendete Konservierungsmethode der Milch liefert vorzügliche Re-

sultate; sie verarbeitet die natürliche Milch ohne Wasser verdampfung und ohne jeden Zusatz. In geschlossenen Gläsern ist sie eine wirkliche Dauermilch, die ohne nennenswerte Veränderung auf lange Zeit sich hält und in Farbe, Geschmack und Geruch wenig oder garnicht von frischer Milch unterschieden werden kann; sie muß aber nach Öffnung der Gläser in etwa 7 bis 8 Tagen verbraucht sein.

Außer der Kuhmilch haben besonderen Wert für uns die der Ziege und des Schafes, die sich sehr nahe stehen und von denen die Ziegenmilch mehr Fett als die Kuhmilch enthält; dann die der Eselinnen und Stuten, die in ihrer Zusammensetzung große Uebereinstimmung wahrnehmen lassen. Ebenso große Bedeutung haben die Milch der Reintiere und jene der Kamele.

Das Fett in der Milch erscheint in äußerst kleinen, für das unbewaffnete Auge nicht wahrzunehmenden Kügelchen schwimmend. Den niedrigsten Gehalt der Milch an Fett weist der Monat März auf, den höchsten der November. Beim Melken der letzten Portionen Milch zeigt sich das Fett reichlicher, als dieses bei Gewinnung der ersten der Fall ist, ebenso ist bei der abends abgemolkene Kuh- und Ziegenmilch der Fettgehalt fast doppelt so groß, als bei der Morgenmelkung.

Die verschiedene Fütterung der Tiere hat auf die Milch wesentlichen Einfluß. Bei reichlicher Nahrung ist die Milch viel gehaltreicher, als bei dürftiger Fütterung, sie enthält weniger Wasser, dagegen bedeutend mehr Fett. Milch in nicht geschlossenen, unbedeckten Behältern nimmt fremdartige Gerüche und fremdartigen Geschmack an, jedoch ihr Genuß unangenehm, aber auch gesundheitsnachteilig werden kann. Ein ganz besonderes Augenmerk ist deshalb darauf zu richten, daß die kühlen und trockenen Aufbewahrungslokale immer erneuter reiner Luft den Zutritt ungehindert gestatten und daß alles aus der nächsten Nähe zu entfernen sei, was nicht vollständig geruchfrei ist. Die beste und passendste Fütterung der Kühe besteht in Heu, Klee, Kleie und Körnern. Je wässriger die Fütterung, desto wässriger und fettarmer die Milch.

Obgleich die Milch aller Säugetiere in ihrer Zusammensetzung im ganzen sehr viele Ähnlichkeit zeigt, so tritt bei den einzelnen Sorten hinsichtlich der Verhältnisse ihrer Bestandteile, sowie auch zum Teil hinsichtlich der Eigenschaften dieser Bestandteile ein nicht unerheblicher Unterschied zu tage. Aus der Milch der Stute und auch aus der Kamelmilch wird unter Zusatz von Milch- oder Rohrzucker ein teilweise gegorenes Getränk, der Kumys oder Milchwein, auch Milchbranntwein, ein berauschendes Nahrungsmittel hergestellt, das in ausgedehntem Maße bei den Tataren gebraucht wird, die aber auch Kuhmilch zu gleichem Zwecke verwenden. Unter Kumys führt den Namen Kumys-su; frischer den Namen Kumys-Saumal. Eine ähnlich wie Weißbier brausende Flüssigkeit wird von den kaukasischen Bergvölkern unter dem Namen „Kefir“ aus Milch dargestellt. Dieses Produkt erfreut sich als Nahrungsmittel und zugleich Heilmittel der Anpreisung russischer Aerzte. Kefir geht nach längerem Stehen in Kumys über.

Die Milch unterliegt verschiedenartigen Krankheiten. Es ist Thatsache, daß gewisse körperliche Erkrankungen der Tiere auf die Milch sich übertragen, Veränderungen in ihr hervorgerufen und dann durch ihre abnorme Beschaffenheit für den Säugling zu Krankheitsursachen werden und nachteilig sein können, mindestens nicht günstig einwirken. Die Uebertragung der Tuberkulose auf den Menschen durch die Milch verführiger Kühe ist als sehr wahrscheinlich anzunehmen. Die Ziegen scheinen von der Pest nicht heimgesucht zu werden, wenigstens liegt noch kein derartiger Fall vor; deshalb kann Ziegenmilch ohne alle Gefahr für die Gesundheit ungekocht genossen werden. Das Vernünftigste und Sicherste ist stets, sich der Milch kranker Tiere unter allen Bedingungen zu enthalten.

Außerdem zeigt die Milch selbst verschiedene Krankheitserscheinungen. Die „blaue“, nicht giftige Milch ist eine viel verbreitete Krankheit, die hauptsächlich in der norddeutschen Tiefebene auftritt. Ihre Entstehungsursache liegt in mangelhafter Lüftung der Stallungen, der Aufbewahrungsräume und dadurch hervorgerufener eigentümlicher Fersehung des Caseins oder Albumins. Sie wird wohl durch einen Pilz oder durch Vibriolen verursacht; auch Farbbakterien sollen die Schuld tragen. Die „blaue“ Milch steckt gesunde Milch an.

Die „gelbe“ Milch, die beim Erhitzen einen ranzigen Geruch verbreitet, wird durch Mikrokokken, Bazillarien und Petalokokken erzeugt. Bei der „langen, schleimigen, fadenziehenden“ Milch, deren Rahm in langen Fäden sich ziehen läßt, zerlesen Mikroorganismen den Milchzucker.

Die „rote“ Milch entsteht durch Entzündungen und aus heftigem Blutandrang zum Euter und ist gesundheitschädlich. Die schlechte Fütterung und die große Unsauberkeit im Stalle u. s. w. tragen die Schuld an der wässrigen, schnell sauer werdenden Milch, die ebenfalls gesundheitsgefährlich ist.

Geschirre aus Metall, Kupfer, Zinn, Messing, dann jene irdenen, deren Glasur bleihaltig ist, eignen sich zur Aufbewahrung von Milch in keiner Weise. Empfehlenswert sind solche aus Glas, Holz, Porzellan, Steingut und wegen ihrer Dauerhaftigkeit und leichten Reinigung vor allen andern emaillierte Gefäße.

Das der Milch am häufigsten zugesetzte Fälschungsmittel ist Wasser, doch kommen hier und da Zucker, Glycerin, Kochsalz, Soda, Kreide, Salicylsäure, sowie Kleister, Mehl, Stärke u. c. zur Verwendung. Zu den letzteren drei Fälschungen wird selten geschritten, weil sie leicht entdeckt werden können. Das reine Wasser wird neuerdings nicht selten mit Reis- oder Gerstewasser vertauscht. Zucker, Glycerin, Kochsalz sollen in der Regel den Wasserzusatze bemängeln. Manche Milchsorten sind um das Doppelte an Fett reicher, als andre; bei solchen kann ein beträchtliches Quantum des Rahmes abgehoben werden, ohne einen Verdacht der Fälschung zu erwecken. Eine erfolgreiche Untersuchung einer solchen Manipulation ist sehr schwierig. Zusatz von 1 Prozent Zucker und bis zu 10 Prozent Wasser zu einer gewissen Menge Milch wird den Verdacht der Fälschung nicht leicht wachrufen; Glycerin wird zu demselben Zwecke wie Zucker zugesetzt. Soda und doppeltkohlensaures Natron finden dahin Anwendung, um in altgewordener Milch den Säuregehalt zu beseitigen und aufzuheben.

Zur Feststellung des Gehaltes einer Milch oder eines Rahmes ist für Haushaltungen das Riofop (Patent Hannover), ein Milchprüfer, besonders zu empfehlen. Seine Anwendung ist höchst einfach und sehr praktisch. Der Untersuchende kann durch den bloßen Augenschein sich Gewißheit verschaffen, ob

ihm vom Verkäufer sehr magere, magere, weniger fette, normale, sehr fette Milch oder Rahm geboten wurde.

Bei dem Kochen oder Sieden der Milch wird man die Bemerkung machen, daß man durch längeres (etwa 5—8 Minuten) Verhalten auf dem Siedepunkte sehr guten qualitativen Erfolg erzielt. Sehr niedere Temperatur, Frost oder Kälte, ist auf die Eigenschaften der Bestandteile der Milch ohne Wirkung. Die gefrorene Milch oder die gefrorene Sahne dürfen nicht in der Wärme flüssig gemacht werden, vielmehr sind die damit gefüllten Gefäße an einem mäßig warmen Orte in kaltes Wasser zu stellen und unter öfterem starken Umrühren zu erweichen und in ihren ursprünglichen Zustand zu bringen.

Die Molkereien in großen Städten sind für Milch- und Rahmbezug eine der größten Wohlthaten und sollten deshalb viel häufiger benutzt werden, als dieses in der That der Fall ist. Dr. E. J.

Scherzrätsel.

Trittst du aus deines Hauses Thür Und siehst von dort die Welt dir an, Siehst du als rätselhafter Mann Uns auch schon einen Rebus auf.

Regierung eines fremden Staats, Ein hoher Unterthan zugleich Aus einem andern fernen Reich In diesem Bild vor uns erstehn.

S. M.

Städterätsel.

- 1. Mit i am Bodensee, mit a in der Pfalz. 2. Mit w in Russland, mit l im Deutschen Reich. 3. Mit u in Thüringen, mit e im Rhönthal oder im Erzgebirge.

Französische Scharade.

Mon premier de ton corps compose la charpente; Sous de vives couleurs mon second se presente; Mon tout fut dans Memphis divinite puissante.

Auflösung des Füllrätsels S. 343.

Auflösung der dreißigbigen Scharade Seite 343. „Stelle.“

	A		R	
M	I	N	I	O
	A	V	O	
O	III	R	IV	D
	G		E	

Beschreibung des kolorierten Modenbildes „August“.

Unser heutiges koloriertes Modenbild „August“ bringt eine Fülle reizender Kinderleider zur Anschauung. Das Kleid in Fig. 1 ist aus weißem Piqué gearbeitet und mit schottischem Seidengürtel und gleichen Schleifen geziert.



Mädchenkleid in Hängerform (zu Fig. 2).

Es ist für Mädchen von 8—9 Jahren bestimmt und hat ein oben eingekrümmtes Mädchen, das der Blusentaille unter dem Gürtel angelegt ist. Die Blusenteile hat man mit einem Köpchen eingereicht und einem Sattel angefügt, der in horizontalen Linien mit gestickten Baststeinfäden garniert ist; ein gleicher Einsatz zielt den Stehkragen. Die halblangen Ärmel haben an untern Rande je zwei Stoffkrausen, an den Schultern eine kurze Puffe mit krauser Spaulette, die mit Einsatz geziert ist. Der schottische Gürtel ist hinten und vorn seitwärts mit vollen Schleifen geschmückt; eine gleiche Schleife garniert die Taille an der rechten Schulter. — Den Kopf des Hutes aus beigefarbenem Strohflecht umgibt ein weinrotes Sammetband. Seitlich befindet sich eine rosettenartige Garnitur aus gezogenem, beigefarbenem Seidenband, in der rote Pompons ruhen.

Kleinere Mädchen tragen ausschließlich die Hängerform, in der auch das niedliche Kleidchen aus weißgrundigem, mit bunten Ranken durchzogenem Batist (Fig. 2) gearbeitet ist, das sich für kleine Mädchen von 2 bis 3 Jahren eignet. Der Hänger ist an eine Puffe angekrümt und unten mit ein paar Säumen verziert. Die hinten runde, vorn, wie die vorstehende Abb. zeigt, spitze Puffe ist aus Stickerieinsätzen zusammengesetzt und mit einer breiten Stickeriekränze umgeben. Den oberen Abschluß bildet eine schmale Stickerie mit schwarzem Sammetbanddurchzug. Kurze Ärmelpuffen mit Stickeriekränzen vervollständigen das Kleidchen.

Voll reicher Farbenwirkung ist das für 7—8 jährige Mädchen bestimmte Kleid aus rotem Kaschmir (Fig. 3), dessen keilförmig geschnittener Koll von einem breiten Saum umgeben und hinten in zwei Quetschfalten geordnet ist. Oberhalb des Saumes befindet sich eine korallenartige Stickerie aus weißer Seide mit Steppstichumrandung von schwarzer Seide. Die Blusentaille hat einen glatten, mit Stickerie gezierten Lap. Oben schließt der Lap mit einem Stehkragen ab, auf dem zwei 1 Cent. breite, weißseidene Rippsänder ruhen, die vorn eine zierliche Schleife bilden. Vorn ist die Taille unten zu beiden Seiten

* Auf 1 Liter Milch setzt man 1 Gramm doppeltkohlensaures Natron oder 2 Gramm Boraxsäure oder 1/10 Gramm (1 Gran) Salicylsäure zu.

mit je drei Perlmutterknöpfen geziert, und oberhalb dieser fest sich ein mit Stickerei versehener, efiger und auf den Schultern geschützter Kragen an. Ein vorn mit drei schmalen, weißen Bandschleifen gezielter, hinten mit einer Rosette geschlossener, gestickter Gürtel umspannt die Taille. Die Ärmel haben längs der Mitte Stickerei und an den Schultern zusammengeraffte Puffen. — Das zierliche Hütchen aus rotem Strohgeflecht mit gerader Krempe und geradem Kopf ist auf der Krempe mit einem fein gefalteten Plissé aus weißer Seide garniert, dessen Ansatz durch schrägen, unten dreimal eingekräuselten, gleichen Stoff bedeckt wird. Der krause Seidenstoff bildet um den Kopf eine volle, lose Puffe. An der linken Seite befindet sich eine flotte Schleife aus weißer Seide.

Blau und weiß gestreifter Satin bildet den Grundstoff für das hübsche Kleid in Fig. 4, das für 10—11 jährige Mädchen bestimmt ist. Der keilförmig geschnittene, hinten in zwei Quetschalten geordnete Rock ist mit der Blusentaille durch einen weißen Piquégürtel verbunden, der seitlich mit einer Rosette schließt. Die Taille öffnet sich über einem Lag aus Satin, an den sich ein Stehtragen von Piqué anschließt. Ein großer, vorn im Gürtel spitz verlaufender Kragen aus gleichem Stoff, der oberhalb des Saumes mit einem Stickereidurchbruch

Das diamantene Regierungsjubiläum der Königin Viktoria.

Nachdruck verboten.

Am 20. Juni dieses Jahres waren sechzig Jahre verfloßen, seitdem Königin Viktoria den englischen Thron bestieg. Die greise Monarchin, die bereits am 23. September vorigen Jahres die längste Regierungszeit überschritt, die bis dahin einem Herrscher in England bechieden war, konnte ihren Ehrentag und die ungewohnten Anstrengungen der darauffolgenden Festlichkeiten, die sich auf mehr als eine Woche erstreckten, in bester Gesundheit erleben, da sie sich trotz ihrer achtundsiebzig Jahre verhältnismäßig großer körperlicher und geistiger Mäßigkeit erfreut.

Am Sonntag den 20. Juni nahm die Feier, die von ganz außerordentlicher Begeisterung aller Volksklassen getragen wurde, mit der Veranstatung eines Festgottesdienstes in allen Kirchen des Landes ihren Anfang. Die Hauptfeier war auf den folgenden Dienstag, den 22. Juni, verlegt worden, weil der Sonntag in England zur Entfaltung prunkvoller Festlichkeiten nicht recht geeignet erscheint.

Nach dem Schlußgebete wurde ein dreifaches donnerndes Hoch auf die Jubilarin ausgebracht, und die ganze Volksmenge stimmte in feierlichem Gesange die Nationalhymne „God save the queen“ an. Von der Kathedrale aus setzte sich der Zug nach dem Mansion House in Bewegung, wo die Königin die Huldigungen des Lordmayors und der Bürgererschaft entgegennahm.

Am Nachmittag empfing die Jubilarin die Abgesandten der Kolonien, am 23. Juni die Abordnungen des Ober- und des Unterhauses. An der Festvorstellung in der Oper nahm die Königin indes nicht teil, wie sie ja überhaupt kein Theater mehr seit dem Tode ihres Gemahls betreten hat. Sie verließ London und fuhr nach ihrem Residenzschloß Windsor, kehrte aber am 28. Juni zur Teilnahme an dem großen Gartenfest im Buckinghampalast noch einmal nach London zurück.

Der glänzende Verlauf der englischen Festtage hat die Volkstümlichkeit und Beliebtheit der britischen Monarchin bei allen Volksklassen aufs unzweideutigste dargethan. Die Königin Viktoria ist eben nicht nur eine pflichttreue und weise Regentin, eine musterhafte Wächterin der Verfassung wie der Rechte der Krone, sondern auch eine Frau mit warmfühlendem Herzen, das für alle ihre Unterthanen schlägt.



Vom sechzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria: Der Wagen der Königin vor der St. Paulskathedrale in London.

geziert ist, liegt der Taille auf und wird über dem Lag mit einer Bandschleife zusammengehalten. Die mit kleiner Puffe versehene Ärmel haben weiße, mit aufsteigender Spitze gearbeitete Piquémanschetten.

An dem Kleide aus feinem rosa Batist (Fig. 5) für junge Mädchen von 15—16 Jahren wird der mit Frijuren garnierte Rock mit der Blusentaille durch einen krausen Gürtel aus dem Stoff des Kleides verbunden. Die Taille hat hinten und vorn einen Sattel, der aus feinen, weißen, in Gruppen geordneten Säumdchen und gelblichen Spitzeneinlagen zusammengestellt ist. Der rosa Batist ist an diesen Sattel mit einem Köpschen angekräuselt. Im übrigen ist die Taille mit zwei bretellenartigen, mit Valenciennespitzen besetzten, plissierten Frijuren geziert, die sich hinten und vorn nach dem Taillenabluß zwispen und im Gürtel verschwinden. Den obren Abluß der Taille, die durch anliegende, am Handgelenk und den Schultern mit Plissés umgebene Ärmel vervollständigt wird, bildet ein hinten unter einer Schleife geschlossener Stehtragen mit krauser Spitze. — Den Hut aus grobem, weißem Strohgeflecht in einer Art Matrosenform schmückt eine breite, lose Bindung aus grünem Sammet. Sie ist vorn seitlich zu einem Knoten mit zwei Enden geschlungen, hinter denen sich ein paar schöne, weiße Balkenflügel erheben. — Der Schirm ist mit gelbem Batist in doppelter Stofflage bezogen und mit einer geschmackvollen, breiten Stickerei umgeben. Den gelben, spanischen Rohrstock zieren einige helle Pompons, und um die Spitze ist Stickerei gekräuselt.

Bezugquelle: Berlin, Herrmann Gerson.

Am Vormittag des 22. Juni fand der große Festzug vom Buckinghampalast nach der St. Paulskathedrale in London statt, der in der That einen imposanten Eindruck machte. Bis zur Kathedrale ritten und marschierten die Kolonialtruppen vor dem Wagen der Königin, während eine doppelte Reihe Soldaten und Konstabler den Weg freihielten. Der Lordmayor, der an der Westgrenze der Altstadt, dem Temple Bar, der Monarchin nach altem Brauch das Cityschwert überreicht hatte, ritt vor dem königlichen Wagen bis zur Treppe der Paulskathedrale, wo unter Leitung der Erzbischöfe von Canterbury und York und des Bischofs von London ein solenner Gottesdienst abgehalten wurde. Die Königin, die am Gehen behindert ist, verließ den Wagen nicht. Ihr gegenüber hatten die Prinzessin von Wales und die Prinzessin von Schleswig-Holstein Platz genommen.

Der Wagen hielt, wie unser von den Stufen der Kirche aus aufgenommenes Bild veranschaulicht, an der Treppe der Kathedrale rechts von der Statue der Königin Anna. Zwischen dieser Statue und dem königlichen Wagen hielten zu Pferde der Prinz von Wales (in der Mitte), der Herzog von Connaught (links) und der Herzog von Cambridge (rechts), während rechts hinter ihnen Prinz Heinrich von Preußen, Prinz Albrecht von Preußen, Prinz Ruprecht von Bayern, Prinz Franz Ferdinand d'Este, der Kronprinz von Italien, Prinz Sergius von Rußland, der Kronprinz von Siam und viele andre fürstliche Personen sich befanden. Links auf der äußersten Ecke dieser Füßengruppe hatte der Herzog von York, der älteste Sohn des Prinzen von Wales, Aufstellung genommen. Die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen stimmten in Litanen und Vaterunser ein.

Visitenfoilette.

(Hierzu Titelbild S. 357.)

Vornehme Farbenwahl und Schönheit des Stoffes machen die Visitenfoilette auf der Titelseite unseres Blattes zu einer besonders eleganten. Sie besteht aus Seidenetamine in Rotkita und Elfenbeinweiß und hat auf dem Rock vorn an beiden Seiten eine reiche Garnitur von elfenbeinfarbener, in Bindungen herabfallender Schnurspitze, die am untern Rande an beiden Seiten etwas nach hinten tritt und hier von großen, rotvioioletten Sammetstreifen gehalten wird. Aus rotvioiolettem Sammet bestehen auch der hinten mit einer langen Schleife abschließende Gürtel und der faltige, hinten mit einer stotten Schleife, seitlich mit gerundeten Leberfaltenteilen gezierte Stehtragen. Die Taille hat hinten nur im Taillenabluß einige Falten, vorn ist sie in Quersalten geordnet und an der linken Seite unter einem von der Schulter herabfallenden Spitzenvolant geschlossen. Die Ärmel sind mit Spitzenspitzen begrenzt und oben zwischen den puffigen Teilen mit Spitze garniert.

Zu der eleganten Besuchstoilette gehört ein Toquehütchen aus rotvioiolettem Phantasiegeflecht, das mit einer Garnitur aus gleichfarbigem Sammet, schattierten Stiefmütterchen und Straußfedern geschmückt ist.

Bezugquelle: Paris, Mme. Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence.